

Nummer 24
August 2010



ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

FAUST

Hochschule Für Alte Und Studierende



Gasthörerprogramm Wintersemester 2010/11

Nehmen Sie am regulären Studienbetrieb der Hochschule Niederrhein teil! Studieren Sie zusammen mit den „normalen“ Studenten! Wählen Sie aus einer Vielzahl von Lehrveranstaltungen in neun Fachbereichen in Krefeld und Mönchengladbach!

Fordern Sie kostenlos unser aktuelles Programmheft für das Wintersemester 2010 an!

Anmeldung: 13.09. bis 01.10.2010

in Mönchengladbach (incl. Beratung)

montags - freitags, 09.00 - 12.00 h

Fachbereich Sozialwesen

Richard-Wagner-Str. 101, Raum R 109

Tel.: 02161 / 1865661 u. 1865637

Dipl.-Geront. Sigrid Verleysdonk-Simons

www.hs-niederrhein.de/fb06/

gasthoererprogramm-faust/

marktwerbung.de

 **NVV AG**
Der Herzschlag
der Region

**schlossbad
niederrhein**

**Badespaß für die
ganze Familie!**

Das neue „schlossbad niederrhein“
in Mönchengladbach-Wickrath

www.nvv-ag.de

 Gemeinsam stark.



Der Bürgertreff in Beltinghoven

montags bis donnerstags von 15-18 Uhr
freitags 09-12 Uhr

+ Frühstück + Erzählcafé + Abendprogramm

Flyer und Infos:

beltingtreff.wordpress.com

Ein Projekt der Hochschule Niederrhein in Kooperation
mit der Gemeinnützigen Wohnungs- und
Siedlungsgesellschaft mbH Mönchengladbach (GWSG)



Denkanstöße

- 3 schwirren sommerlich durch nächte
- 21 Der Sinn des Lebens
- 26 Ein ZW-Rätsel
- 45 Sommer
- 46 Verquast - Angst der Alten vor dem Eis

Wissenschaft : Forschung

- 4 Wenn wir uns in unserer Freiheit eingeschränkt fühlen ... Reaktanz
- 7 Umwandlung des Forschungsschwerpunktes in ein Kompetenzzentrum
- 10 Beltíng-Treff - ein gemeinwesenorientiertes Projekt im Stadtteil Beltinghoven
- 12 Der Krieg um die Kinder

Kultur : Bildung : Leben

- 14 Wertvolle Fehler
- 17 Integration beginnt im Kopf - wir sind uns näher als wir denken
- 22 Mexiko - ein Interview

Zeit

- 18 Bessarabien - Deutsche Besiedlung am Schwarzen Meer von 1814 bis 1940
- 31 Nachruf
- 32 Kochprobe
- 34 Raubüberfall
- 36 Gestohlene Kindheit
- 40 Bräuche am Niederrhein: Hausschlachtung im Wandel der Zeit

Raum

- 28 Die Orkney Inseln - zwischen Atlantik und Nordsee

Mundart

- 42 Öt ränd
- 42 Uutjeschwad
- 43 Dat Väreke van Pastu'er
- 44 Loope jonn
- 44 Dä Oorebleck
- 44 So joot Eate

48 Impressum

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER !



Wenn Sie diese Ausgabe der Zwischen-Töne in Ihren Händen halten, dann hat mit dem Beginn des Wintersemesters 2010/2011 mein letztes Semester an der Hochschule Niederrhein begonnen, an dem ich in vollem Umfang meine berufliche Tätigkeit in Forschung und Lehre ausübe.

Das letzte Semester ...

Das schreibt sich eigentlich ganz flüssig, sind doch damit viele Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen verbunden. Diese Erwartungen richten sich auf eine Zukunft, die sich (hoffentlich) konkretisiert in der neuen und immens kostbaren Ressource Zeit. Denn ich wünsche mir, dann diejenigen Aufgaben und Herausforderungen ausüben zu dürfen, die mir Spaß machen und denen ich mich mit Muße widmen möchte.

Ein neuer „Job“ ist bereits jetzt nicht mehr aus meinem Leben wegzudenken:

Vor zwei Jahren wurde ich zum ersten Mal Großvater eines Enkelsohnes und das war verbunden mit dem Erlernen einer neuen Rolle, die unvorstellbar faszinierend war und ist. Gekrönt wurde dieses neue Amt im Jahre 2010 durch die Geburt von zwei Enkeltöchtern.

Hier entwickelt sich rasant ein neues und mir unverzichtbares Betätigungsfeld.

In meiner Phantasie sehe ich mich durchaus einige Wochen im Jahr mit meiner Frau zwischen den Wohnorten meiner Enkelkinder (und Kinder), zwischen Köln und Athen, pendeln und neue Welten entdecken.

Und dann hoffe ich noch darauf, meine zukünftige wissenschaftliche Tätigkeit mit etwas mehr Muße wahrnehmen zu können, wie sie der derzeitige berufliche Alltag mit all seinen vielgestaltigen „fachfremden“ Tätigkeiten erlaubt.

Nach dem Ablauf des 69. Semesters an der Hochschule Niederrhein im Wintersemester werde ich am 1. März zur Gruppe der ehemaligen Professoren gehören. Das ist verbunden mit einem dankbaren Rückblick auf viele erfüllte Arbeitsprojekte in der Lehre und Forschung und vor allem schätze ich mich glücklich, eine solche Zeit mit netten Kolleginnen und Kollegen verbracht zu haben.

Unvergessen bleiben mir die Jahre im Leitungsteam des ehemaligen Forschungsschwerpunktes „Kompetenz im Alter zwischen Routine und Neubeginn“ und heutigen Kompetenzzentrums „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung“.

Danke, Sigrid.

Ich wünsche Dir als Geschäftsführerin und dem neuen Direktor des Kompetenzzentrums, meinem lieben Kollegen, Prof. Dr. Christian Loffing, alles erdenklich Gute und viel Erfolg.

Ich behalte das Projekt Hochschule Niederrhein in interessierten Augen ...



Angelbert Farnung

schwirren sommerlich durch nächte

VON JOSÉE HÜMPEL-LANGEN

*schwirren sommerlich durch nächte
hoch und tief in windeseile
kleine schwalben, surrend, singend
fliegen mücken hinterher*

*schlagen luftig kapriolen
drehen runden, nach und nach
kleine schwalben leise gleitend
in die stille blaue nacht*

*später wenn die morgensonne
sie mit ersten strahlen weckt
taumeln sommerliche wesen
hoch und tief in windeseile*

*kleine schwalben surrend, flirrend
in den nächsten sommertag*

WENN WIR UNS IN UNSERER FREIHEIT EINGESCHRÄNKT FÜHLEN ... REAKTANZ

TEXT: CHRISTAN LOFFING



In unserem Land genießen wir das große Glück einer Freiheit, die eine freiheitlich demokratische Grundordnung vorsieht. Im Vergleich zu einer Diktatur sehen wir uns nur in wenigen Aspekten des täglichen Lebens wirklich in unserer Freiheit eingeschränkt. Aber auch hier haben wir mit dem Phänomen der Reaktanz zu tun. Werden wir in unserer Freiheit eingeschränkt, so entsteht ein motivationaler Zustand, den Brehm in seinen wegweisenden Forschungen mit dem Begriff Reaktanz versah (Brehm, 1966; Güttler, 2003). Dieser motivationale Zustand zielt darauf ab, die zuvor eingeschränkte Freiheit eines Individuums wieder herzustellen. Dies begegnet uns allen täglich in unterschiedlicher Form bei uns selbst und unseren Mitmenschen.

Reaktanz-Forschung

Wenn wir in unserer Freiheit eingeschränkt werden, so entsteht ein motivationaler Zustand mit dem Ziel, unsere Freiheit wieder herzustellen. Dieser Prozess der Überwindung eingeschränkter Freiheit kann dabei unterschiedliche Facetten annehmen. Brehm skizziert in diesem Zusammenhang vor allem drei Verhaltensweisen, die typischerweise Ausdruck von Reaktanz sind (Brehm, 1966; Güttler, 2003):

- Direkte Wiederherstellung der Freiheit**
- Indirekte Wiederherstellung der Freiheit**
- Aggression**

Im Rahmen der direkten Wiederherstellung der Freiheit setzt man sich über ein etwaiges Verbot einfach hinweg, man missachtet es und stellt seine Freiheit auf diese Weise wieder her. Bei der indirekten Wiederherstellung leitet man eine andere Person dazu an, sich über die Einschränkung hinwegzusetzen und erlebt dadurch selbst eine Be-

freiung von der wahrgenommenen Einschränkung. Als dritte Alternative zeigen Menschen manchmal Aggressionen bei Bedrohungen ihres Freiheitsempfindens und versuchen auf diese Weise, zumindest dem Gefühl der Einschränkung „Luft zu verschaffen“. Brehm konnte dieses Phänomen in zahlreichen Situationen nachweisen (Brehm, 1966; Güttler, 2003). Auch bis zum heutigen Tage wurde das Phänomen Reaktanz in zahlreichen weiteren Studien bestätigt.

Eingeschränkte Freiheit und Reaktanz im Alltag

Prüfen wir nun, was dies für unseren aktuellen Alltag bedeutet und wo uns dieses Phänomen manchmal ärgert oder manchmal sogar amüsiert.

Beispiel A: „Das ärgert!“ In einem meiner Forschungsfelder beschäftige ich mich intensiv mit lebensbegrenzt erkrankten Kindern und vor allem den psychosozialen Belastungen der Eltern und Geschwister. Ein guter Freund von mir ist Vater eines lebensbegrenzt erkrankten Kindes. Für dieses Kind hat die Stadt Essen vor dem Eingang zur Haustür der Wohnung der Familie einen Behindertenparkplatz eingerichtet, da das Kind einen Rollstuhl benötigt. Dieser Behindertenparkplatz ist mit dem üblichen Schild und einer zusätzlichen Markierung auf dem Fahrbahnboden gekennzeichnet und damit deutlich als Behindertenparkplatz identifizierbar. Nahezu täglich kommt es jedoch vor, dass dieser Parkplatz auch von anderen Fahrzeugen belegt wird. Dies ist ärgerlich! Fragt man nach den Ursachen für das Verhalten der Parker, so ist eine Ursache sicherlich darin zu sehen, dass nur wenige freie Parkplätze in dieser Straße zur Verfügung stehen. Eventuell könnte eine weitere Ursache für das unsachgemäße Parkverhalten auch in einer mangelnden Toleranz der Verkehrsteilnehmer



Prof. Dr. Christian Loffing

bekleidet seit 2008 die Georg-Gottlob-Stiftungsprofessur für psychosoziale Interventionen in Handlungsfeldern der Prävention und Rehabilitation am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein.

Er ist Direktor des Kompetenzzentrums „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“.

liegen. Unter Berücksichtigung der Ausführungen zur Reaktanztheorie liegt es jedoch eventuell auch daran, dass die Verbotsschilder die eigene Freiheit der Parkplatzsucher einschränken und diese sich dann durch ihr eigenes Parkverhalten einfach darüber hinwegsetzen. Schon ist die eingeschränkte Freiheit wieder hergestellt.

Konfrontiert man die Parker schließlich mit ihrem Verhalten, so äußern diese in der Regel, dass sie ja nur kurz parken wollten. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass ein Behindertenparkplatz durchaus auch mehrere Stunden blockiert wird. Andere wiederum reagieren aggressiv und schimpfen auf die Stadt, da diese zu wenig Parkraum zur Verfügung stellt (Reaktanz!). Alle Falschparker zeigen sich jedoch deutlich erkennbar betroffen, wenn sie den eigentlichen Grund für die Einrichtung des Parkplatzes sehen: ein lebensbegrenzt erkranktes Kind in einem Rollstuhl.

Beispiel B: „Das amüsiert!“ Kunst fasziniert viele Menschen. Über zahlreiche Kunstobjekte können wir uns bereits im Vorfeld informieren. Wir können Kunstobjekte in Büchern betrachten und den schriftlichen Ausführungen der Autoren folgen. Manchmal können wir sie jedoch sogar in der Realität erleben, wenn wir das Museum besuchen, in dem das gesuchte Kunstobjekt ausgestellt wird. Das macht Kunst wirklich erlebbar! Aber leider kann das Kunsterleben auch hier nur eingeschränkt erfolgen, denn in der Regel sind Kunstobjekte nur mit den Augen zu erfassen. Zahlreiche Schilder, Sicherungssysteme und auch Wachpersonal sorgen für die „Sicherheit“ eines Kunstobjektes, indem sie eine etwaige haptische Erfahrung verhindern. Visuelle Erfahrungen sind also möglich, Berührungen aber eher nicht gewünscht. Nur leider scheinen die visuellen Erfahrungen manchmal nicht ausreichend... Die Beobachtung des Verhaltens zweier Besucher in einem Duisburger Museum offenbarte mir vor ei-

niger Zeit ein indirektes Wiederherstellen der eingeschränkten Freiheit der Besucher (Reaktanz!). Während mich selbst ein Kunstobjekt faszinierte nahm ich neben mir das folgende Gespräch war:

Person A: „Das ist ja ein interessantes Objekt!“

Person B: „Sehr gelungen gestaltet.“

Person A: „Kennst Du den Künstler?“

Person B: „Nein, aber hier steht, dass er aus Düsseldorf kommt und ...“

Person A: „Was ist das wohl für ein Material?“

Person B: „Schwer zu sagen, das könnte Holz oder Stein sein.“

Person A: „Ich vermute, dass es eher Holz ist.“

Person B: „Dafür glänzt es aber sehr stark.“

Person A: „Vielleicht ist es lackiert worden.“

Person B: „Das glaube ich eher nicht.“

Person A: „Schwierig ...“

Person B: (schaut sich um und fasst kurz an das Objekt) „Nein, es ist wirklich Stein. Fühlt sich ganz kalt an.“

Person A: „Aha ...“

... und schon ist die eingeschränkte Freiheit wieder hergestellt. Der Künstler und das Museum bewerten ein solches Verhalten sicherlich nicht positiv. Vielleicht hätte man direkt dazu schreiben sollen, dass es sich um einen besonderen Stein handelt. Mich hat das Verhalten der beiden Besucher jedenfalls amüsiert und Brehm und seine Forschungen bestätigt es.

Vielfältige weitere Beispiele begegnen uns fortlaufend in unserem Alltag. Wir müssen nur uns selbst und manchmal unsere Mitmenschen beobachten.

Umgang mit dem Phänomen Reaktanz

Wir alle verfügen über eine mehr oder weniger ausgeprägte Neigung, eingeschränkte Freiheit wiederherzustellen. Wir alle haben sicherlich schon häufiger Bekanntschaft mit dem Phänomen der Reaktanz gemacht. Manchmal ärgern uns Einschränkungen, manchmal setzen wir uns einfach über sie hinweg und manchmal reicht uns schon, wenn eine andere Person sich über ein Verbot hinwegsetzt. Wer jedoch einen bewussten Umgang mit diesem „Bauchgefühl Reaktanz“ pflegt, der wird gut damit umgehen können und frühzeitig über die Konsequenzen der vermeintlich notwendigen Wiederherstellung der eingeschränkten Freiheit nachdenken. Manchmal sollten wir einfach rechtzeitig in uns hineinhören, um auf diese Weise etwas mehr über diesen motivationalen Zustand zu erfahren.

Eine konkrete Möglichkeit der Vermeidung typischer Reaktanzphänomene zeigt die Forschung auf. So wissen wir heute zum Beispiel, dass Reaktanzphänomene abnehmen, wenn wir darauf hinweisen, dass es an uns selbst liegt, wie wir mit bestimmten Verboten umgehen. Übertragen auf die beiden zuvor erwähnten Beispiele würde dies folgendes bedeuten:

Reaktanzprävention in Beispiel A: Stellen Sie sich vor, man würde unter dem Hinweisschild des Behindertenparkplatzes ein weiteres Schild anbringen. Auf diesem Schild könnte der folgende Text stehen: „Dieser Parkplatz ist für ein lebensbegrenzt erkranktes Kind im Rollstuhl und seine Eltern und Geschwister eingerichtet worden. Sie dürfen selbst entscheiden, ob Sie diesen Parkplatz blockieren!“ Die Wahrscheinlichkeit der Blockade des Parkplatzes wird sich signifikant von dem Parkplatz unterscheiden, der ein solches Hinweisschild nicht aufweist.

Reaktanzprävention in Beispiel B: Auch hier könnten wir ein weiteres Hinweisschild mit dem folgenden Text anbringen: „Der Künstler hat für dieses Kunstobjekt Stein als Material verwendet. Dies kann man deutlich fühlen. Selbstverständlich können Sie dieses Kunstobjekt unerkannt berühren, dies wird dem Kunstobjekt jedoch im Laufe der Zeit einen Schaden zufügen!“ Auch hier ist davon auszugehen, dass die Anzahl der Berührungen signifikant sinken wird.

Ausblick: Bewusstseinschaffung

Der motivationale Zustand der Reaktanz und die daraus resultierenden Verhaltensweisen sind evolutionsbedingt (noch) nicht verschwunden. So bleibt uns heute (nur) die Möglichkeit, einen bewussten Umgang mit diesem Phänomen zu pflegen. Wir können in unserem Land beruhigt mit ausgewählten Einschränkungen der Freiheit umgehen. Wir müssen uns nicht zwingend darüber hinwegsetzen. Brehm würde in diesem Zusammenhang eventuell ergänzen: „Selbstverständlich liegt es an Ihnen, ob Sie sich mit dem Phänomen der Reaktanz weiter beschäftigen möchten und einen bewussten Umgang mit den Reaktanzresultaten pflegen wollen...“.

Literatur

Brehm, J.W. (1966). A theory of psychological reactance. Academic Press: New York.

Güttler, P.O. (2003). Sozialpsychologie: Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderungen (4. Aufl.). Oldenbourg: München.

UMWANDLUNG DES FORSCHUNGSSCHWERPUNKTES IN EIN KOMPETENZZENTRUM

TEXT: SIGRID VERLEYSDONK-SIMONS

„Neues Kompetenzzentrum an der Hochschule Niederrhein zur Alter(n)sforschung“

So übertitelte der Pressereferent der Hochschule Niederrhein Christian Sonntag einen Artikel über das neu gegründete Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung“ am Fachbereich Sozialwesen. Der seit 1993 bestehende Forschungsschwerpunkt „Kompetenz im Alter zwischen Routine und Neubeginn“ veränderte im Mai 2010 nicht nur seinen Namen und sein Leitungsteam, sondern erweiterte auch seine Zielsetzungen für die Anforderungen und Herausforderungen einer zunehmend älter werdenden Gesellschaft.

An dieser Stelle möchten wir einen kurzen theoretischen Einblick geben in das Forschungsfeld ressourcenorientierter Alter(n)sforschung und die bisherigen und zukünftigen Leitlinien unserer Arbeit vorstellen.

Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung

Theoretischer Hintergrund

Gerontologie (Alternsforschung) als Wissenschaft hat sich lange Zeit vornehmlich mit medizinischen Fragestellungen des Älterwerdens beschäftigt. Der Wunsch möglichst lange jung zu bleiben, lange zu leben und dabei gesund zu altern, stand und steht auch heute im Mittelpunkt des Interesses der Menschen und der Wissenschaft.

Veränderungen im Laufe des Älterwerdens finden aber nicht nur im biologisch-medizinischen Bereich statt, sondern auch im psychologischen und sozialen Bereich. Die Notwendigkeit unterschiedlicher Betrachtungsweisen des Alter(n)sprozesses macht demnach eine interdisziplinäre wissenschaftliche Sichtweise notwendig, die einen mehrdimensionalen Forschungsansatz erforderlich macht. Gerontologie ist interdisziplinär verortet.

Baltes & Baltes definieren den Begriff Gerontologie wie folgt: „Gerontologie beschäftigt sich mit der Beschreibung, Erklärung und Modifikation von körperlichen, psychischen, sozialen, historischen und kulturellen Aspekten des Alterns und des Alters, einschließlich der Analyse von alternsrelevanten und alternskonstituierenden Umwelten und sozialen Institutionen“ (Baltes & Baltes, 1992, 8).

Die Definition von Gerontologie nach Baltes & Baltes zeigt die Interdisziplinarität dieser Wissenschaft auf. Psychologie (Gerontopsychologie), Pädagogik (Geragogik), Soziologie (Gerontosoziologie), Medizin (Geriatric), Psychiatrie (Gerontopsychiatrie), Theologie, Philosophie, Biologie des Alterns, Nationalökonomie (Rentenpolitik), Demographie (Altersstruktur und -dynamik), Pharmakologie (Geriatriforschung) leisten einen wissenschaftlichen



**Dipl.-Geront, Dipl.-Soz.Arb.
Sigrid Verleysdonk-Simons**

arbeitet seit 1999 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein.

Sie ist Geschäftsführerin des Kompetenzzentrums „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“.

und praxisbezogenen Beitrag zur Altersforschung. Als weitere Anwendungsbereiche werden Stadtplanung/Architektur (Altersheime, Altenwohnungen, Altcenentren), Technik (Ergonomie, Unfallverhütung), Wirtschaft (Seniorentourismus), Sozialarbeit (Altenhilfe, Altenarbeit), Publizistik (Seniorenprogramme) beschrieben (vgl. Reimann, 1994, 11).

Physiologische Theorien des Alterns sehen das Altern als eine Folge von Abbauprozessen, die letztendlich zum Tode führen. Diese Theorien sind eher defizitär orientiert. Die defizitäre Sichtweise des Alterns war lange Zeit vorherrschend. Philipp und Mayer weisen in diesem Zusammenhang auf die Untersuchungen von Schaie (1993) hin, der feststellte, dass durch Ergebnisse gerontopsychologischer Forschung die defizitäre Sichtweise des Alters gefördert worden war und lange Zeit erhalten blieb. Durch rein querschnittliche Erhebungen kam es zu Fehlinterpretationen der Testleistungen älterer Menschen. Alter wurde danach mit Abbau gleichgesetzt. Bei den kognitiven Leistungen konnten hier nur Unterschiede zwischen einzelnen Geburtsjahrgängen ermittelt werden, ein Abbau der Leistungen hätte längsschnittlich untersucht werden müssen, um objektive Ergebnisse zu erhalten (vgl. Philipp, u.a., 1999, 30). Die Entwicklungspsychologie der Lebensspanne zeigte hingegen auf, dass Alter während der gesamten Lebensspanne Chancen und Verluste, Wachstum und Abbau beinhaltet.

Dass Altern kein homogener Vorgang ist, hat die Altersforschung nachgewiesen. Keine Biographie gleicht der anderen, die Unterschiedlichkeit entsteht durch die unterschiedlichen Erfahrungen, die die Menschen im Laufe ihres Lebens machen und die Art und Weise, wie diese Erfahrungen verarbeitet und bewertet werden (vgl. Philipp, u.a., 1999, 31).

Die defizitäre Sichtweise des Alters, die noch in den 1960er Jahren vorherrschend war, wurde durch die Erkenntnisse der psychologischen Gerontologie gewandelt. Neben Studien im Rahmen einer psychologischen Intelligenzforschung bewirkten Studien zur Feststellung der Plastizität individueller Entwicklung bis ins hohe Alter, Studien über die Möglichkeit zur Erhaltung von Kompetenzen und Potenzialen des Alters eine Orientierung an der Entwicklungsfähigkeit im Alter (vgl. Tews, 1994, 37ff).

Die heutige Altersforschung beschäftigt sich nicht mehr mit einer defizitären sondern mit einer ressourcenorientierten Sichtweise des Alters. Der Ressourcenbegriff bezieht sich nicht nur auf materielle Ressourcen, sondern insbesondere im pädagogisch-psychologischen Bereich auf intra- und interpersonale Ressourcen, hier Fähigkeiten, Fertigkeiten, Kompetenzen und unterstützende Beziehungen.

„Unter Ressourcen wollen wir somit jene positiven Personenpotentiale („personale Ressourcen“) und Umweltpotentiale („soziale Ressourcen“) verstehen, die von der Person

- (1) zur Befriedigung seiner Grundbedürfnisse,
- (2) zur Bewältigung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben,
- (3) zur gelingenden Bearbeitung von belastenden Alltagsanforderungen,
- (4) zur Realisierung von langfristigen Identitätszielen genutzt werden können

und damit zur Sicherung ihrer psychischen Integrität, zur Kontrolle von Selbst und Umwelt sowie zu einem umfassenden biopsychosozialen Wohlbefinden beitragen“ (Herriger, 2006, S. 3).

Literaturhinweise:

Baltes, Paul, B.; Baltes, Margret, M. (1992): Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte. In: Baltes, Paul, B.; Mittelstraß Jürgen (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Akademie der Wissenschaften. Forschungsbericht 5. Berlin, New York: Walter de Gruyter, S. 2 - 34.

[BMFSFJ] Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin.

Filipp, Sigrun-Heide; Mayer, Anne-Kathrin (1999): Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Herriger, Norbert (2006): Ressourcendiagnostik und Ressourcenaktivierung in der Sozialen Arbeit. Unveröffentl. Manuskript. Düsseldorf. www.empowerment.de/materialien/materialien_5.html, abgerufen am 16.2.09, S. 1-10.

[MGFFI] Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration (2009): Gemeinsam in einer Gesellschaft des langen Lebens. Seniorenpolitische Leitlinien des Landes Nordrhein-Westfalen bis 2025. www.mgffi.nrw.de.

Reimann, Horst (1994): Interaktion und Kommunikation im Alter. In: Reimann, Helga; Reimann Horst (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie. Stuttgart: Enke-Verlag, S. 109 - 139.

Tews, Hans Peter (1994): Alter und Altern in unserer Gesellschaft. In: Reimann, Helga; Reimann Horst (Hrsg.): Das Alter. Einführung in die Gerontologie. Stuttgart: Enke-Verlag, S. 30 - 74.

Der demografische Wandel stellt den einzelnen Menschen, die Politik und die Gesellschaft vor vielfältige Herausforderungen, die sich auf das Handlungsfeld der Sozialen Arbeit auswirken. Die Handlungsfelder und Zielgruppen bewegen sich im Spannungsfeld von gesunden, aktiven älteren Menschen bis hin zu den hochaltrigen, pflegebedürftigen, psychisch kranken Heimbewohnern. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit ist es Ressourcen und Potenziale zu wecken, zu fördern, zu erhalten. Ressourcen und Potenziale des Alters zu fördern, kann nur gelingen, wenn neben fachlichen Kompetenzen auch kreative Potenziale im Umgang mit dem differenziellen Altern zur Verfügung stehen.

Das Kompetenzzentrum „Kompetenz im Alter zwischen Routine und Neubeginn“ hat von Anbeginn seiner Gründung in seinen bisherigen Forschungsleistungen ressourcenorientierte Altersforschung umgesetzt und sich an den seniorenpolitischen Leitlinien einer Gesellschaft des langen Lebens orientiert.

Diese Leitlinien beziehen sich auf:

- die gemeinsame Gestaltung einer aktiven Gesellschaft des langen Lebens
Handlungsfeld 1: Bürgerschaftliches Engagement
- das Miteinander im Dialog
Handlungsfeld 2: Gemeinwesenorientierte Seniorenarbeit
- realistische Vorstellungen über das Altern
Handlungsfeld 3: Altersdiskriminierung
- die Förderung von Selbstbestimmung und Mitgestaltung
Handlungsfeld 4: Wirtschaft und Wohnen

- die Förderung von Selbstständigkeit und Lebensqualität
Handlungsfeld 5: Wohnumfeld, Wohn- und Betreuungskonzepte (Lebenslagenberatung, Qualität der Pflege, Teilhabe pflegebedürftiger und pflegender Angehöriger)
- Bildung und lebenslanges Lernen
Handlungsfeld 6: Bildung und Kultur im Alter von und für ältere Menschen
- Soziale Ausgewogenheit
Handlungsfeld 7: Seniorenpolitische Arbeit
- Geschlechtergerechtigkeit
Handlungsfeld 8: Analyse von Programmen und Maßnahmen

Diese Handlungsfelder beziehen sich auf die folgenden Zielmärkte:

- Bildung und lebenslanges Lernen
- Ehrenamt, Freiwilligenarbeit, Bürgerschaftliches Engagement
- Gemeinwesenorientierte Seniorenarbeit
- Wohn-, Beratungs- und Betreuungskonzepte
- Seniorenwirtschaft
- Seniorenpolitik
- Maßnahmen gegen Altersdiskriminierung
- Geschlechtergerechtigkeit (Das Alter ist weiblich)

Es gibt demnach vielfältige Anforderungen und Herausforderungen, mit denen sich unsere Gesellschaft und somit jeder Einzelne von uns im Alternsprozess auseinander zu setzen hat. Das Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“ wird die Veränderungen und Entwicklungen mit begleiten, unterstützen und erforschen.

EIN GEMEINWESENORIENTIERTES PROJEKT IM STADTTEIL BELTINGHOVEN BELTING-TREFF

TEXT: SIGRID VERLEYSDONK-SIMONS



Seit März 2007 kooperiert die Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft mbH Mönchengladbach (GWSG), vertreten durch Herrn Armin Maaßen, mit der Hochschule Niederrhein, vertreten durch Herrn Prof. Dr. Engelbert Kerkhoff. Gemeinsames Anliegen war und ist das Schaffen eines Bürgertreffs im Stadtteil Beltinghoven zur Verbesserung der Lebens- und Wohnqualität im Quartier.

Der Belting-Treff hat sich seit dem Start stetig weiterentwickelt und ist mittlerweile zu einer festen Institution im Stadtteil geworden. Die Bürgerinnen und Bürger nutzen die vielfältigen Angebote von Bingo über Erzählcafé bis hin zum gesunden Frühstück und erhalten so die Gelegenheit sich besser kennen zu lernen, Vorbehalte abzubauen, neue Freundschaften zu schließen und Ideen für gemeinsame Unternehmungen zu entwickeln. Dafür war der Platz im bisherigen Belting-Treff am Bertolt-Brecht-Platz 2 zu eng geworden. Im Mai 2009 zog der Belting-Treff in wesentlich größere Räume eines ehemaligen Drogerie-Marktes am Bertolt-Brecht-Platz 12 in Mönchengladbach um.

Neben der fachpraktischen Arbeit im Belting-Treff selbst wird das Kooperationsprojekt wissenschaftlich durch das Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“ begleitet. Das Forschungs- und Entwicklungsprojekt trägt den Namen „GIB – Geborgenheit in Balance“. Das Projekt GIB wird ein Modell zur Verbesserung der Lebens- und Wohnqualität im Quartier entwickeln. Auf der Ebene des alltäglichen Alterns soll untersucht werden, wie ältere Menschen im Wohnquartier durch Aufbau von Kommunikations- und Netzwerkstrukturen im Nachbarschaftsumfeld, durch Verbesserung des Wohnklimas, unter Berücksichtigung kommunaler Eigenheiten zu mehr Lebens- und Wohnqualität gelangen können.

Studierende der Sozialen Arbeit werden während des gesamten Projektzeitraums im Rahmen von Projektveranstaltungen und Praxissemestern an dem benannten Projekt teilhaben, so dass ein Austausch zwischen Forschung und Lehre stattfinden kann und theoretische Modelle in der Praxis unmittelbar erprobbar werden und Synergieeffekte entstehen können.

Ehrenamtliche Unterstützung gewünscht

Für die Unterstützung der zu planenden Aktivitäten oder auch für die Einbringung eigener Ideen und Aufgabenbereiche suchen wir interessierte Bürgerinnen und Bürger, die vor Ort im Belting-Treff mitarbeiten möchten.

Sollten Sie also Interesse an einer ehrenamtlichen Mitarbeit haben, so wenden Sie sich unter 02161/1865661 an Sigrid Verleysdonk-Simons oder unter 02161/4762177 an Nicole Klösches.

Jeden 3. Dienstag im Monat 16.00 bis 17.00 Uhr treffen sich die Helfer und Helferinnen im Belting-Treff, Bertolt-Brecht-Platz 12, 41068 Mönchengladbach. Die nächsten Termine sind:

14. September, 19. Oktober, 16. November und 14. Dezember

SIE sind herzlich eingeladen!



Das Projekt „Belting-Treff“ ist ein Kooperationsprojekt mit der Gemeinnützigen Wohnungs- und Siedlungsgesellschaft Mönchengladbach.



MÖNCHENGLADBACH

Die Themen-Tage im Belting-Treff

Montag

Bingo (15-18 Uhr)

Das spannende Zahlen-Duell
für Jung und Alt!

Dienstag

Kaffeeklatsch (15-18 Uhr)

Kaffee und Kuchen zu kleinen Preisen,
Geselligkeit und Gemütlichkeit umsonst.

Mittwoch

Spieletreff (15-18 Uhr)

Spiel, Spaß und Spannung für Kinder
und Erwachsene!

Donnerstag

Kreativer Nachmittag (15-18 Uhr)

Stricken, Basteln, Servietten falten – am
„Kreativen Nachmittag“ können sich Kinder
und Erwachsene künstlerisch betätigen.

1 x im Monat „**Erzählcafé**“ (15-18 Uhr)
(jeden 3. Donnerstag im Monat)
Termine, Themen und Erzähler: Siehe
rechts!

Freitag

Frühstück (09-12 Uhr)

Beginnen Sie Ihr Wochenende mit einem
leckeren Frühstück in geselliger und gemü-
tlicher Atmosphäre mit Ihren Nachbarn.

„Internationale Abende“

Dienstag, 7. September 2010, 19 - 21 Uhr
Marokko

Dienstag, 5. Oktober 2010, 19 - 21 Uhr
Ägypten

Dienstag, 9. November 2010, 19 - 21 Uhr
Kasachstan

Donnerstag, 16. Dezember 2010, 17 - 19 Uhr
**Internationale Weihnachtsbräuche,
Weihnachtfeier**



Die „Erzählcafés“ im Belting-Treff

16. September 2010, 15.00 Uhr
**„Von Patronatsfesten und Schützen-
königen – die Schützenbruderschaft
Venn erzählt“**

mit Mitgliedern der St. Josef Bruderschaft
Venn - angefragt -

21. Oktober 2010, 15.00 Uhr

„Polizeigeschichten aus Venn“

mit Karl-Heinz Hof, Polizeihauptkommissar

18. November 2010, 15.00 Uhr

**„Priester im Jahr 2010 – Leben und Arbei-
ten an verschiedenen Orten“**

mit Hans-Peter Jeandree, Pfarrer der
Kirche Venn

09. Dezember 2010, 15.00 Uhr

**„Wer waade op et Kreskenk – Mönchen-
gladbacher Mundart im Advent“**

mit Georg Nowak und anderen
Mundartautoren

Adresse:

am Bertolt-Brecht-Platz 12
41068 Mönchengladbach

Telefon:

02161/4762177

Internet:

<http://beltingtreff.wordpress.com>

DER KRIEG UM DIE KINDER

TEXT: ALBERT VERLEYS DONK

Zerstrittene Eltern - gefährdete Kinder - machtloser Helfer?

3. Mönchengladbacher Symposium der AG Kindeswohl und Kinderschutz am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule Niederrhein

Der Krieg um die Kinder. Immer wieder bemühten die Referenten drastische Worte um das Gefährdungspotential aufzuzeigen, dem Kinder vor, während und nach der Trennung ihrer Eltern ausgesetzt sind. Dabei zeigte sich in allen Beiträgen die Komplexität der Konfliktlagen in denen Eltern, Kinder und begleitende Institutionen und Fachkräfte stehen.

Theorie und Praxis. Der Dekan des Fachbereiches Sozialwesen, Prof. Dr. Peter Schäfer und die Vizepräsidentin der Hochschule Niederrhein, Prof. Dr. Saskia Drösler begrüßten die rund 120 Teilnehmer des Symposiums. Die Vizepräsidentin lobte die Arbeitsgemeinschaft als herausragendes Beispiel für die Vernetzung von Hochschule und Fachpraxis und unterstrich die Bedeutung der Signale, die von einer modernen Hochschule in die Fachöffentlichkeit ausgehen müssen.

Hocheskalierte Elternkonflikte. Eines dieser Signale war, dass die Probleme bei hocheskalierten Elternkonflikten in allen westeuropäischen Ländern sowie in Nordamerika ähnlich sind - unabhängig von unterschiedlichen Gesetzeslagen und Lösungsstrategien. Im ersten Fachvortrag gab Prof. em. Dr. Dieter Martiny den Zuhörern einen Überblick über die „Umgangs- und Sorgerechtsregelungen im Elternstreit“ und stellte deutsche und internationale Strategien und Lösungsansätze vor. Besonderes Interesse fanden seine Aussagen zu amerikanischen Konzepten, die bei der Lösung der elterlichen Konflikte gegenüber den Kindern weniger die Elternrechte als die Elternpflichten in den Mittelpunkt stellen. Da in den USA das Scheidungs-

recht in die Zuständigkeit der Bundesstaaten fällt, gibt es dort Regelungen, die von freiwilligen Informationsveranstaltungen für Eltern bis zu verpflichtenden „Parent Education Plans“ reichen.

Das Wohl des Kindes im Mittelpunkt? Dass das Wohl des Kindes umso mehr aus den Augen der handelnden Akteure (Eltern, Verwandte und Freunde, Institutionen, externe Berater und Entscheider) zu geraten droht, je mehr die Streitigkeiten der Eltern eskalieren, war Teil des Fazits von Prof. Martiny. Er betonte die Richtigkeit der international geltenden Maxime, einvernehmliche Lösungen zwischen den Elternteilen anzustreben - sei es durch Aufklärung und Information, gerichtliche Einflussnahme, pädagogische Maßnahmen oder Mediation. Alle Beteiligten seien gefordert, sich andauernd und immer wieder den Herausforderungen komplexester Konfliktlagen und Rahmenbedingungen zu stellen.

Kooperation ist alles. Auf die Bedeutung der Zusammenarbeit aller an der Regelung von Elternkonflikten beteiligter Personen und Institutionen wies in seinem Vortrag auch Prof. Klaus Schäfer vom Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration in NRW hin. Obwohl sein eigener beruflicher Ausgangspunkt im aufsichtsführenden Ministerium liegt, waren seine Ausführungen zum Thema „Umgang mit hocheskalierten Elternkonflikten in der Jugendhilfe“ gefüllt mit eigenen praktischen Erfahrungen aus früheren Tätigkeiten in der Jugendhilfe und seiner aktuellen Beratung- und Unterstützungsarbeit für Einrichtungen der Jugendhilfe. Prof. Schäfer zeigte die nicht zuletzt auch strukturell bedingten Spannungsfelder zwischen Eltern, Jugendämtern und Familiengerichten auf. Sein besonderer Appell ging an die Fachpraktiker und Verantwortlichen zur interdisziplinären Zusammenarbeit. Die bisher zwar vorhandene aber größtenteils von Einzelpersonen getragene Vernetzung müsse in einem viel stärkeren Maße auf eine institutionelle Ebene gehoben werden - insbesondere zwischen Jugendämtern und Familiengerichten. Die Hochschulen forderte

AG Kindeswohl und Kinderschutz

Die Mitglieder der AG: Prof. Dr. Röchling (l.), Prof. Dr. Schäfer (m.), Prof. Dr. Borg-Laufs (2.v.r.) mit den beiden Referenten Prof. Dr. Martiny (2.v.l.) und Prof. Schäfer (r.)



Prof. Schäfer auf, neben dieser Vernetzungsaufgabe auch und immer wieder das Wohl des Kindes noch mehr in den Mittelpunkt der entsprechenden Studieninhalte zu rücken.

Wer schützt die Kinder vor der Fachbehörde?

Mit dieser provozierenden Frage wie mit vielen anderen praktischen, organisatorischen, juristischen und ethischen Fragestellungen, Praxisbeispielen und Anregungen schloss sich in den Vorträgen der Referenten und den anschließenden Diskussionen immer wieder der Kreis zur alles entscheidenden Aufgabe: In (hoch)strittigen Elternschaften das Wohl des Kindes zu schützen.

Hochschularbeit ist Bildung und Netzwerkarbeit. Neben den Vorträgen und Workshops will die AG Kindeswohl und Kinderschutz ihre Symposien immer auch nutzen um die Vernetzung von Hochschule und Fachpraxis zu vertiefen. Studierende sollen auch auf diesem Weg an die Realitäten der beruflichen Praxis herangeführt werden, Fachpraktiker - häufig ehemalige Absolventen des Fachbereiches Sozialwesen - sollen intensiveren Anschluss an die Themen und Entwicklungen in Forschung und Lehre des Fachbereiches Sozialwesen finden.

Vertiefung in Workshops. Rund die Hälfte der Symposiumsteilnehmer fand sich nach der Mittagspause zu den drei Workshops des Symposiums ein. Geleitet wurden sie von den drei Mitgliedern der AG Kindeswohl und Kinderschutz, die zunächst kurz zu ihren Themen referierten und dann zusammen mit den Teilnehmern an Praxisbeispielen arbeiteten und an den auftretenden Fragen der Teilnehmer die Themen vertieften.



Prof. Dr. Saskia Drösler
Vizepräsidentin der Hochschule Niederrhein



Prof. em. Dr. Dieter Martiny
„Ein gemeinsames Sorgerecht mit Kontakten und Kooperation ist stets ein Gefahrenherd für spätere Streitigkeit bis hin zur Eskalation.“



Prof. Klaus Schäfer
„8-10% aller Trennungskinder leiden unter hochstrittiger Elternschaft - auch im ‚Bildungsbürgertum‘.
Das Ziel aller Konzepte muss sein: Kinderperspektive statt Elternperspektive.“



Workshops:
Angewandte Beratung durch Träger der Jugendhilfe
Hochstrittige Elternschaft und Mediation
Aktuelle Interventionsmöglichkeiten durch Verfahrensbeistandschaft und Umgangspflegschaft

WERTVOLLE

TEXT: ELISE DONDER



Seit einiger Zeit weiß ich meine Fehler zu schätzen. Nicht zu lieben, denn wer liebt schon die eigenen Unzulänglichkeiten? Oft sind sie mit Verunsicherung und Blamage verbunden.

Wie gehe ich mit den Schwächen anderer um? Fehler des Gegenübers fallen mir eher auf als meine eigenen. Bin ich dann in der Rolle des Besserwissers oder gar dessen, der zuletzt und am besten lacht?

Ein Seminar zum Alphabetisierungs-Unterricht für lese- und schreibkundige Erwachsene vermittelte mir Einsichten über den Umgang mit Fehlern. Dieses Thema wurde für so wichtig erachtet, dass es ein Viertel der Seminardauer einnahm. Das erstaunte mich.

Fehler dienen dem Lehrer zur Einschätzung des Lernenden. Sie offenbaren dessen Schwächen und Stärken – es gibt Fehler aus Unkenntnis, Gedankenlosigkeit und Nervosität, aber auch solche, die klug und gut durchdacht sind. So können sie ein Hinweis auf Überforderung des Lernenden sein oder aber seinen Lernfortschritt anzeigen. Der Lehrer kann Rückschlüsse auf seinen Unterricht ziehen. Ist der Lernstoff verständlich, anschaulich und eindringlich genug vermittelt worden? Wie mache ich anschließend auf Fehler aufmerksam und beziehe sie in den Lernprozess mit ein, so dass die Schreibenden weiterkommen? Die Lernenden sollten nicht durch eine Flut von roten Strichen und Tadeln entmutigt werden. Zuerst einmal ist die Leistung zu würdigen, dass sie den großen Schritt unternommen haben, einen zweiten Anlauf des Lesen- und Schreibenlernens zu versuchen, dass sie es in einem mir vorliegenden Text geschafft haben, sich schriftlich zu äußern. Ermutigung als Grundlage der Bewertung ist sicher für Schüler jeden Alters in jedem Fach sehr wichtig, ebenso auch eine gut durchdachte und sinnvoll gestaffelte Bearbeitung der Fehler. Zu markieren sind zunächst nur solche,

die der Lernende in seinem jeweiligen Wissensstand erkennen kann. Bei unserer speziellen Zielgruppe wären das im ersten Durchgang nur Fehler, die die Umsetzung vom Laut zum Buchstaben betreffen. Sind diese Fehler dann von den Schreibenden erfolgreich erkannt und korrigiert worden, so werden in einem zweiten Durchgang eventuell Regelfehler bearbeitet, sofern die Regeln schon vorausgesetzt werden können. Es mag sinnvoll sein, Vermerke nicht an dem betreffenden Wort, sondern am Rand einer Zeile zu machen, so dass der Lernende seine Fehler selbst entdecken kann. Liegt eine Häufung eines bestimmten Fehlertyps vor, so kann anschließend dieses Thema im Unterricht schwerpunktmäßig behandelt werden.

Besteht wirklich ein Gefälle vom Lehrer zum Lernenden? Nur auf den ersten Blick. Denn: Fehler unterlaufen auch dem Lehrer! Beispielsweise – augenzwinkernde Ironie – beim Umgang mit den Fehlern. Wie schwer ein angemessenes Markieren von fehlerhaften Texten ist, so dass die Lernenden daran wachsen können, das erlebten die Teilnehmer des Seminars in Münster. Den ersten Fehler machen Lehrer bereits, wenn sie davon sprechen, dass sie Arbeiten korrigieren müssten. Denn sie sollten nur auf Fehler aufmerksam machen. Die Korrektur ist von den Lernenden zu leisten. Verständnis und Hilfsbereitschaft müssen ihnen entgegengebracht werden. Das erfordert vom Erklärenden viel Geduld. Einsicht in eigene Fehlerhaftigkeit schafft die Atmosphäre, auf gleicher Augenhöhe miteinander zu sein.

Ich bin nachdenklich geworden.

FEHLER

Der Fehlerentdecker als Besserwisser, Kopfschüttler und Zuletztlacher? - Ich bin nachdenklich geworden. Der Spezialist für Alphabetisierungsarbeit hat mich an eine Lebensphilosophie erinnert. Fehler, eigene wie fremde, sind erlaubt und sogar erwünscht. Nicht nur, damit ich lerne, den einen oder anderen in Zukunft zu unterlassen, sondern auch, damit ich lerne, großzügig damit umzugehen – mit den eigenen Schwächen und denen der anderen. Diese Sichtweise öffnet die Tür zu einem Land der Sinnfindung und Akzeptanz. Ich möchte Fehler machen dürfen bis an mein Lebensende, - wertvolle Fehler. Und ich möchte immer wieder Menschen finden, die mit mir daran arbeiten. Ich will auch anderen Mut zusprechen, wenn sie Fehler machen, - wertvolle Fehler.

GREYWORLDWIDE

DEUTSCHLAND, EIN
LAND DER DISCHTER
UNT DENGKER?

Frank K., 23 Jahre

4 Mio. Menschen in
Deutschland können nicht
richtig lesen und schreiben.
Der Bundesverband Alphabetisierung
hilft. Das Alfa-Telefon bietet kostenlose
Beratung und Informationen und hat als
einzige Einrichtung einen bundesweiten
Überblick über sämtliche Lese- und
Schreibkurse für Erwachsene. Die
Finanzierung erfolgt ausschließlich über
Spendengelder. Bitte helfen Sie uns.
Bundesverband Alphabetisierung e.V.
Postbank Hamburg: BLZ 200 100 20
Spendenkonto: 7777 90-200

ALFA *Telefon*
0251-53 33 44
Schreib Dich nicht ab. Lerne lesen und schreiben!


Univität von der Deutschen UNESCO-Kommission

GREYWORLDWIDE

46848 KÖLLNER
BRAUCHEN HILFE.

Frank K., 23 Jahre

Auch in Ihrer
Nachbarschaft leben
Analphabeten. Um ihnen hel-
fen zu können, braucht das
Alfa-Telefon des Bundesver-
bandes Alphabetisierung Ihre
Spende. Dringender denn je.

Bundesverband Alphabetisierung e.V.
Postbank Hamburg: BLZ 200 100 20
Spendenkonto: 7777 90-200

ALFA *Telefon*
0251-53 33 44
Schreib Dich nicht ab. Lerne lesen und schreiben!


Univität von der Deutschen UNESCO-Kommission

Im Jahr 1984 wurde der Verein „Schreibwerkstatt für neue Leser und Schreiber e.V.“ gegründet, aus dem der „Bundesverband Alphabetisierung e.V.“ hervorging.

„Neue Leser und Schreiber“ – damit sind Erwachsene gemeint, die mehr oder weniger lese- oder schreibunkundig sind, funktionale Analphabeten. In Deutschland gibt es schätzungsweise 4 Millionen, die Dunkelziffer ist – auf Grund der hohen Hemmschwelle, sich zu outen – höher.

Schreibwerkstatt – ist das nicht eigentlich eine Einrichtung für kreatives literarisches Schreiben? Schreibwerkstatt für Alphabetisierer?

Tatsächlich ermutigt der Initiator, Peter Hubertus, die Teilnehmer zum Erstellen eigener Texte, und das trotz ihrer vorhandenen Defizite. So wachsen sie in eine Schreib- und Lesekompetenz hinein, sind nach anfänglichen Bedenken und Ängsten erstaunt und stolz, wenn sie ihre Gedanken zu Papier gebracht haben (oder – zunächst durch stellvertretendes Schreiben, das der Lehrer übernimmt – bringen lassen.)

Diktate sind schulmäßig, und an die Schule haben viele Menschen mit Lese- und Schreibproblemen leidvolle Erinnerungen. So kann in eigenen Texten ebenso gut eine Fehlerdiagnose und -aufarbeitung stattfinden wie im Diktat. Doch die innere Beteiligung des Lernenden und der Spaß an der Sache sind bei selbstverfassten kleinen Berichten um vieles größer.

Kreative Alphabetisierungsgruppen haben bereits erste Textsammlungen und einen Krimi veröffentlicht, Lesestoff für andere Gruppen. Es findet schon ein Austausch von Texten und Briefen zwischen den Einrichtungen an verschiedenen Standorten statt.

Quellenangabe: Ihr Kreuz ist die Schrift von Marion Döbert und Peter Hubertus Ernst Klett-Verlag ISBN 3-929800-15-2

Bundesverband Alphabetisierung und Grundbildung e.V.
Berliner Platz 8-10, D-48143 Münster,
+49 (0)2 51.49 09 96-0

www.alphabetisierung.de

Das Alphabet

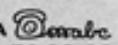
A B C D E F G
H I J K L M N
O P Q R S T U
V W X Y Z

Bundesverband Alphabetisierung e.V. Salzstraße 45, 48143 Münster, Tel. 02 51/53 49 9-40, Fax -41
Für Ihren Beitrag: Postbank Hamburg BLZ 200 100 20; Scheckkonto Alfa Telefon 7177 90-200

Das Analphabet

XXX

Etwa 4 Mio. Erwachsene in Deutschland können nicht ausreichend lesen und schreiben. Der Bundesverband Alphabetisierung hilft. Weitersagen.

ALFA 
02 51-53 33 44

Schreib Dich nicht ab. Leses kann und schreiben!



Bundesverband
Alphabetisierung e.V.



Das Bild des Bundesverbandes Alphabetisierung e.V. ist handelsliche Registrierung bei Design-DRUCK/CO. Einmalig und für alle Zwecke frei.

INTEGRATION BEGINNT IM KOPF WIR SIND UNS NÄHER ALS WIR DENKEN

TEXT: ELISE DONDER



Immer muss ich an diesem Plakat vorbei, wenn ich dienstags, mittwochs und donnerstags kurz vor neun die Treppe zur Migrationsstelle erklimme. Es zeigt zwei Schachspieler. Der ältere, indisch aussehende Mann steht für die erwachsenen Teilnehmerinnen meines Deutschkurses, die in ihrem Herkunftsland weder Lesen noch Schreiben gelernt haben. Der westeuropäisch wirkende Gegenspieler, das bin ich. In den wenigen Minuten, bis ich den Klassenraum erreiche, verwandelt sich das Szenario vom Schachspiel in ein straff gespanntes Seil, an dessen Enden heftig gezogen wird. Erst Schach, dann Tauziehen. Es geht um verschiedene Kulturen. Kampf der Kulturen im Integrationskurs? Martialische Gedanken, die ich unbedingt erklären möchte.

Übe ich - im Bild des Tauziehens - zu wenig Zugkraft in die Richtung des Ziellandes, der Zielkultur oder gar der Zielsprache aus? Laufe ich Gefahr, vom anderen Ende ganz vereinnahmt zu werden?

Wie froh sind beispielsweise die türkischen Frauen, wenn ich nach der muttersprachigen Entsprechung einer Vokabel frage. Sofort beginnt ein Türkischkurs für die deutsche Kursleiterin. Wann ist die Unterhaltung in der Heimatsprache zu begrüßen und wann zu unterbinden? Alle Nationalitäten der Anwesenden sollten mich gleich stark interessieren. Stets willkommen ist auch die Frage nach Feiern, Gebräuchen oder Rezepten des Herkunftslandes. Wie wichtig ist im Gegenzug die Vermittlung der deutschen Gepflogenheiten? Sehr wichtig, da die Migrantinnen ja in Deutschland leben und hier zu Hause sein wollen. Wie mache ich es ihnen bei sehr geringer Sprachkenntnis klar, dass ihnen nicht gedroht wird, Hiesiges übernehmen zu müssen, sondern dass ihnen angeboten wird, erst einmal nur zu vergleichen, zu verstehen?

Habe ich ein Zuviel an Empathie? Habe ich zu sehr die Idee, dass Frauen im Alter um die 50, im Gast-

hörer- oder Faust-Alter also, lieber in einen Alpha-Unterricht kommen, der an ein Kolleg und nicht so sehr an eine Vorschule erinnert?

Vorsicht mit übergestülpter Leitkultur, mit Maßregelwerken und allzu kindlichen Illustrationen und Spielen, - stattdessen ein Wissensaustausch auf Augenhöhe. So teile ich einfachste Grammatik- und Wortschatzblätter aus, die trotz ihrer beträchtlichen Buchstaben- und Zeilenabstandgröße seriös wirken und die die Teilnehmerinnen in einem Ordner sammeln und zu Hause studieren sollen. Hier wäre Lernerautonomie gefragt. Die Frauen sollten sich in der Familie Freiräume verschaffen, zeitlich wie räumlich, um etwas für sich tun zu dürfen. Dazu müssten sie erkennen, wie wichtig dieses Bedürfnis ist. Zur Lernerautonomie führen so grundlegende Übungen wie: um Hilfe zu bitten, die Äußerung zu wagen: „Das verstehe ich nicht!“ oder umgekehrt das eigene Wissen helfend und erklärend selbst weiterzugeben. Es ist ein kräftezehrendes Bemühen, Alphabet und Sprache und eben noch etwas mehr „überzubringen“.

Schreiben und Lesen kann die ganze Zeit im interkulturellen Gespräch geübt und gefestigt werden, es begleitet uns, ebenso wie der hoffentlich immer umfangreicher werdende Wortschatz der Zielsprache.

Wir werden noch länger zusammen arbeiten; der Kurs umfasst 1200 Stunden, wir haben gerade die Hälfte geschafft. Wann ist der beste Zeitpunkt, den Teilnehmerinnen zu sagen, wie sehr auch ich von unserem Austausch profitiere? Ich hoffe, sie merken es die ganze Zeit. Sie kommen ja gerne in unser „Alpha-Kolleg“, wie ich es augenzwinkernd nennen möchte.

Sowohl beim Schachspiel als auch beim Tauziehen schaut man sich in die Augen, tauscht Blicke und Gesten aus und übt die eigenen Fertigkeiten, jeder auf seiner Seite. Und immer in Interaktion stehend.

DEUTSCHE BESIEDLUNG AM SCHWARZEN MEER VON 1814 BIS 1940 BESSARABIEN

TEXT: KARL-HEINZ THIFESSEN



Am Ende des zweiten Weltkrieges war der Niederrhein als Teil der britischen Besatzungszone für zahlreiche Flüchtlinge und Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten ein ersehntes

Ziel. Viele dieser Menschen fanden im landwirtschaftlich geprägten, linksrheinischen Flachland eine neue Heimat. Zu ihnen zählten auch Mitglieder einer Volksgruppe, die innerhalb eines halben Jahrzehnts bereits zum zweiten Mal ihre Heimat verlassen mussten und einen Neuanfang vollzogen. Sie kamen ursprünglich aus Bessarabien, einem Gebiet im Südosten Europas. Hierhin waren ihre Vorfahren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus Deutschland ausgewandert.

Der folgende Text soll an die Geschichte der Bessarabiendeutschen erinnern:

Wer heute Bessarabien als geographischen Raum auf der Landkarte sucht, wird vergebens danach ausschauen. Seit Ende des Zweiten Weltkrieges gibt es diese Gebietsbezeichnung nicht mehr. Kaum mehr ist bekannt, dass nahe des Schwarzen Meeres bis 1940 ein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet mit diesem Namen existierte.

Die zwischen den Flüssen Pruth, Donau, Dnjester und der Schwarzmeerküste gelegene Region in Südosteuropa entspricht in etwa der heutigen Republik Moldawien. Der Name „Bessarabien“ hat nichts mit Arabien zu tun. Namensgeber war das Fürstengeschlecht der Basarb. Sie eroberten im 14. Jahrhundert das Gebiet von der benachbarten Walachei aus. Seit 1513 regierten dort die Osmanen. Nach den Russisch-Türkischen Kriegen kam Bessarabien durch den Frieden von Bukarest 1812 unter russische Verwaltung. Viele ansässigen Türken wanderten aus in Richtung Türkei.

Für die nun brachliegenden, riesigen Steppen suchte der russische Zar Alexander I. dringend ausländische Kolonisten und wurde in Deutschland fündig. In einem Aufruf vom 29. November 1813 sicherte er den Einwanderungswilligen weitgehende Privilegien zu.

Es waren überwiegend Bauern, Winzer und Handwerker aus Württemberg, die in der Heimat kaum noch ihr Auskommen fanden. Hohe Abgaben infolge der napoleonischen Kriege und mehrere Missernten führten zur Verarmung breiter Bevölkerungskreise, hinzu kamen religiöse Beweggründe. Umsiedler aus Württemberg, die bereits um 1780 einem Aufruf des Preußenkönigs Friedrich II. ins damalige »Preußisch-Polen« folgten, dort jedoch zwischenzeitlich mit ihrer Situation unzufrieden waren, wanderten ebenfalls in Bessarabien ein. Die Einwanderer nahmen den Landweg oder die Donau, mit sogenannten »Ulmer Schachteln«, in ihre neue Heimat.

Schlechte Straßen, Seuchen und Epidemien ließen die monatelange Wanderung über weite Strecken zur Qual werden. Vieler Auswanderer verloren hierbei ihr Leben. Von den Strapazen gezeichnet, erreichten die Überlebenden entkräftet und erschöpft, jedoch voller Tatendrang, das Land zwischen den Flüssen Pruth und Dnjester im Südosten Europas.

Ihnen wurde ein Gebiet in der Budschak-Steppe von 150.000 Hektar zugewiesen. Dort erhielten sie je Familie 65 Hektar Land und waren vom Militärdienst befreit. Neben anderen Privilegien, darunter die allernötigsten Materialien für den Bau eines kleinen Häuschens, war ihnen das Zugeständnis der Religionsfreiheit besonders wichtig. In den Jahren 1814 bis 1842 kamen rund 9.000 Deutsche nach Bessarabien. Daraus entstanden bis 1940 etwa 150 Gemeinden, zunächst in Selbstverwaltung.



Bessarabiendeutsche Männer mit typischer Kopfbedeckung Pudelmütze

Quelle: wikipedia

Die Menschen lebten überwiegend auf dem Land und von der Landwirtschaft. Gegen Ende der Einwanderung 1842 war die Zahl der Bessarabiendeutschen durch Geburtenzuwachs bereits auf 25.000 angestiegen. Die Bevölkerungsmehrheit in Gesamtbessarabien war allerdings rumänischer Abstammung.

Als die russische Regierung 1871 den Kolonistenstatus für die Einwanderer aufhob, gingen viele ihrer Rechte verloren, darunter auch die Befreiung vom siebenjährigen Militärdienst.

Mit Beginn des ersten Weltkrieges änderte sich das bis dahin weitgehend friedliche Nebeneinander zwischen Deutschen und Russen grundlegend. Die sogenannten feindlichen Ausländer – dazu gehörten auch Juden und Rumänen – litten nun unter scharfen Restriktionen. Den Bauern wurde ihr Besitz enteignet, deutsche Schulen geschlossen. Es drohte die totale Vernichtung. Dies änderte sich erst, als Bessarabien 1918 nach den russischen Revolutionswirren an Rumänien fiel.

Obwohl die Bauern ihr Land zurückerhielten und in deutschen Schulen wieder unterrichtet wurde, blieb den ehemaligen Einwanderern die Selbständigkeit früherer Jahre auch unter rumänischer Herrschaft weitgehend vorenthalten. Ursache hierfür waren die wachsende Rumänisierung und damit einhergehende Verstaatlichungen.

Trotz aller Benachteiligungen lebten die Bessarabiendeutschen jedoch nach dem ersten Weltkrieg – wirtschaftlich und kulturell – in bescheidenem Wohlstand.

Russische Truppen nahmen das Land 1940 wieder in ihren Besitz. Die Besetzer begannen, zum Unwillen der deutschen Volksgruppe, unverzüglich das Sowjetsystem einzuführen.

Der zweite Weltkrieg hatte begonnen und die nationalsozialistische deutsche Regierung verzichtete in einem geheimen Zusatzprotokoll zum Hitler-Stalin-Pakt unter anderem auch auf ihr Interesse an Bessarabien. Sie verpflichtete sich, die Deutschen Einwohner in einer groß angelegten Operation »Heim ins Reich« zu holen. Die Umsiedlungsaktion, nur eine von vielen umfassenden Bevölkerungsbebewegungen dieser Zeit, begann am 15. September 1940.



Freiwillig verließen über 93.000 Bessarabiendeutsche nahezu vollständig das Land innerhalb eines Monats mit Lastwagen, Bahn oder Pferdetrack auf vorher festgelegten Routen zu bestimmten Donauhäfen. Von dort aus ging es per Schiff in Richtung Deutschland. Unter ihnen waren auch die Eltern des ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler.

Nach oftmals unbequemem Aufenthalt im Umsiedlungslager, siedelte ein Großteil von ihnen zu Beginn der 1940er Jahre im damaligen Warthegau und in Westpreußen. Die dort ursprünglich lebende polnische Bevölkerung war kurz zuvor in weiter östlich liegende Gebiete deportiert worden.

Nur wenige Jahre nach dieser unrechtmäßigen Ansiedlung näherte sich auch im Osten der Kriegsschauplatz unaufhaltsam der Grenze des Deutschen Reiches. Die ehemaligen Bessarabiendeutschen folgten im Januar 1945 dem Räumungsbefehl des Warthegaus und sahen sich gezwungen, zusammen mit anderen Flüchtlingen, ihre Höfe zu verlassen und die Flucht nach Westen anzutreten.

Die meisten fanden ein drittes neues zu Hause innerhalb eines halben Jahrzehnts in den westlichen Besatzungszonen. Mehr als 20.000 zog es nach Württemberg, in die Heimat ihrer Vorfahren, fast 24000 siedelten sich in der britischen Zone an, u.a. auch am Niederrhein.

Quellen:

Hausleitner, Marianna, Deutsche und Juden in Bessarabien, 1814-1941, IKGS Verlag, München 2005

Landsmannschaft der Bessarabiendeutschen e.V., Hrsg. Festschrift zur Umsiedlung 1940-1990

Schmidt, Ute, Bessarabien: Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer, Hrsg. Deutsches Kulturforum östliches Europa, 1. Auflage 2007



der Sinn des **LEBENS**

4 Haiku

von Bärbel Lehmann

*Angst minimieren
Krankheit ertragen und Schmerz
Sinn (m)eines Lebens?*

*Oberflächlichkeit
Streben nach Macht und Besitz
Modern Way of Life*

*Liebe die Menschen
achte Pflanzen und Tiere
suche Erkenntnis*

*Das Leben genießen
die Langsamkeit entdecken
sich beschenken lassen*

Haiku

japanisches Kurzgedicht in 17 Silben (5 – 7 – 5).

Inhalt: meistens Naturbeobachtungen.

Das Haiku (Plural: die Haiku) ist die kürzeste literarisch anerkannte Gedichtform der Welt.

MEX

DAS INTERVIEW

GEFÜHRT VON: JOSÉE HÜMPEL-LANGEN



„Mi casa es tu casa“
„Mein Haus ist
dein Haus.“



Marie ist 21 Jahre alt und studierte an den Universitäten Groningen (NL) und Monterrey (Mexiko) Wirtschaftswissenschaften und hat das Studium inzwischen abgeschlossen. Auf dem Gymnasium war ich ihre Niederländischlehrerin und sie lernte meine Muttersprache in einem atemberaubenden Tempo. Außerdem übersprang sie eine Klasse. Ihre Hobbys sind Sport, Musik und Fremdsprachen.

ZwischenTöne: Marie, was waren für dich die Gründe nach Mexiko zu gehen?

Bei mir stand ein Auslandssemester an. Das einzige, was ich mir damals dazu wünschte: Es sollte in einem nicht englischsprachigen Land, außerhalb von Europa sein.

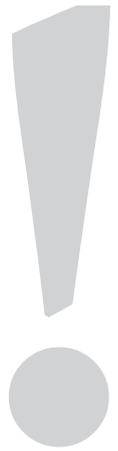
Die Mexikanische Universität „Tec de Monterrey“ hat einen guten Ruf, viele Akkreditierungen und steht vor allem sehr hoch im Kurs in Lateinamerika. Ich habe mich dann ziemlich schnell dafür entschieden, bin ohne lange Vorbereitungszeit und ohne eine Wohnung zu haben abgereist. Ich wohnte am Anfang bei einer wildfremden Familie.

Das Land, die Mentalität, das gute Wetter, die netten Menschen und das gute Essen faszinierten mich derart, dass ich beschloss, auch mein Praktikum in Mexiko zu absolvieren, dieses Mal in Mexico-City.

ZwischenTöne: Die Menschen scheinen dir außerordentlich gut zu gefallen?

Sie sind ausgesprochen warmherzig: „Mi casa es tu casa“. Du kannst bei wildfremden Menschen übernachten, sie nehmen dich herzlich auf. Du bist ein Mitglied ihrer Familie. Sie feiern, tanzen, essen mit dir.

IC



Das Geheimrezept für gute Erfahrungen ist, dass man sich anpasst und ... die Landessprache spricht.

ZwischenTöne: Spanisch lernen, wie hat das funktioniert?

Ich bin ins kalte Wasser gesprungen. Im Studium am Tec de Monterrey habe ich einfach alle Kurse auf Spanisch belegt und nichts mit den Internationals gemacht. Ich hatte viele Einladungen von Auslandsstudenten, aber ich wollte die Sprache und das Land richtig kennen lernen.

ZwischenTöne: Es war bestimmt nicht einfach, eine Wohnung zu bekommen?

Ja, das stimmt. Die Familie – die ich zuerst über tausend Ecken gefunden hatte und bei der ich zwei Wochen wohnte – hat mir sehr geholfen. Ich bin dann mit einer Mexikanerin zusammen gezogen.

ZwischenTöne: Kannst du etwas über das Land selber erzählen?

Ich habe sehr wahrscheinlich mehr vom Land kennen gelernt als mancher Mexikaner. Ich habe fast jedes Wochenende einen anderen Ausflug gemacht. Bin getaucht, habe mich in Canyons abgeseilt, bin Vulkane (5300 m) hochgeklettert, war oft am Strand und in vielen Städten.

ZwischenTöne: Machst du das alles alleine? Wie finanzierst du diese Reisen?

Manchmal reise ich alleine, sonst mit Freunden oder mit meinem mexikanischen Freund oder Verwandten, die mich besuchen.

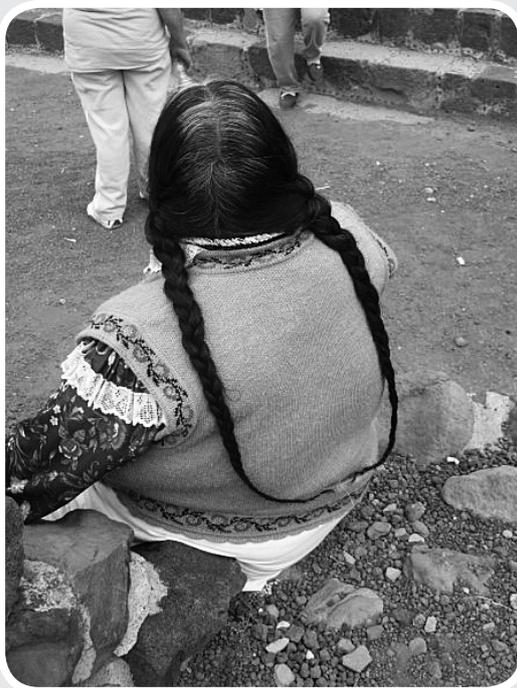
Das Leben hier ist für mich nicht so teuer. Die Unterkünfte, die wir uns suchen, - wenn wir dann nicht bei Bekannten übernachten können - , sind oft einfach (aber sauber) und aus dem Grunde sehr preiswert.



Das Auto das ich fahre, ist von der Firma, in der ich momentan ein Praktikum mache; ich esse ohne Bezahlung im Betrieb und die Miete für meine Wohnung ist niedrig. Außerdem hatte ich einiges gespart und werde finanziell noch etwas von meinen Eltern unterstützt. Ich komme gut damit aus.

Das Interview mit Marie W. aus Mönchengladbach, (vollständiger Name bekannt) wurde im Frühling 2010 in Mönchengladbach geführt.

Fotos von Marie W.



„Völker“
verfeindete Bewohner von
Dörfern die um Land
kämpfen

ZwischenTöne: Wenn du Mexikaner mit Deutschen vergleichst, was fällt dir auf?

Sie sind sehr lebensfroh und gesellig, nicht so „stieselig“, sie treffen sich oft und altersübergreifend und gehen häufig aus; auch ältere Menschen gehen in die Disco. Ich mache alles mit, esse auf der Straße, tanze auf mexikanische Musik, trage im Norden einen echten Cowboyhut und ein kariertes Hemd. So gehört man wirklich dazu.

ZwischenTöne: Woran machst du deren Warmherzigkeit fest?

Man fühlt sich willkommen. Mexikaner helfen dir, wo es nur geht, manchmal sind sie etwas unzuverlässig. Du findest aber schnell viele gute Freunde, mit der Betonung auf gut.

Sie machen gerne und viele Komplimente und sind nicht so schnell neidisch oder eifersüchtig.

Sie begrüßen einander mit „Flaca“, (Dünne), „Corazón“ (Herz), „Preciosa“ (Hübsche) „Gordo“ (Dicker), sogar Letzteres ist herzlich gemeint und klingt nett.

Natürlich sind sie auch „Machos“. Der Mann ist der Herr im Hause und trifft die Entscheidungen. Kleine Jungen werden von ihren Müttern bereits „Papasito“ (kleiner Papa) genannt.

ZwischenTöne: Man hört viel vom Drogenkrieg, von Kriminalität...

Ich bin nie überfallen worden, es wurde bei mir auch nie was gestohlen...ach nein, das stimmt nicht ganz. Mein Autoradio wurde geklaut!

Einmal bin ich unterwegs Völkern begegnet, die einander mit Macheten bekämpft haben - was ich aber nicht direkt gesehen habe, sondern es wurde nur von den Einwohnern erzählt, als wir einmal nicht weiterfahren konnten.

Guter Ratschlag der Mexikaner selbst: Wenn etwas passiert, sollte man sich nicht wehren, sonst könnten die Täter ziemlich skrupellos sein!



ZwischenTöne: Was siehst du kritisch?

Die Armut. Es ist schon sehr deprimierend, wenn kleine Kinder, vier- bis fünfjährige, nachts um vier an der Disco Kaugummis und Zigaretten verkaufen.

ZwischenTöne: Typisch mexikanisch ist...?

Große, sehr große Sofas. Alles ist bunter, farbiger und ... Tacos und Fleisch, Fleisch und Tacos, morgens, mittags, abends, immer Tacos und Fleisch. Es gibt auch häufig Fisch.

ZwischenTöne: Ist das Leben dort nur angenehm?

Es ist sehr, sehr korrupt, sehr korrupt. Wenn du zum Beispiel zu schnell fährst, musst du dem Polizisten etwas in die Hand drücken, aber natürlich nicht ohne vorher mit ihm verhandelt zu haben. Die hauen vor allem Touristen gerne übers Ohr! Sogar ohne Grund. Gott sei Dank habe ich ein mexikanisches Nummernschild und spreche Spanisch!

ZwischenTöne: Worüber ärgerst du dich dort?

Über die Amis in Cancún. Im „Spring break“ kommen sie zu tausenden über die Grenze und besaufen sich, weil das in ihrem eigenen Land nicht geduldet wird.

ZwischenTöne: Du bleibst in Mexiko bis ...?

Juni. Danach suche ich eine Stelle in der Wirtschaft, im Bereich Sales/Marketing. Es kann in Deutschland sein, muss aber nicht.

ZwischenTöne: Marie, vielen Dank für dieses Gespräch!



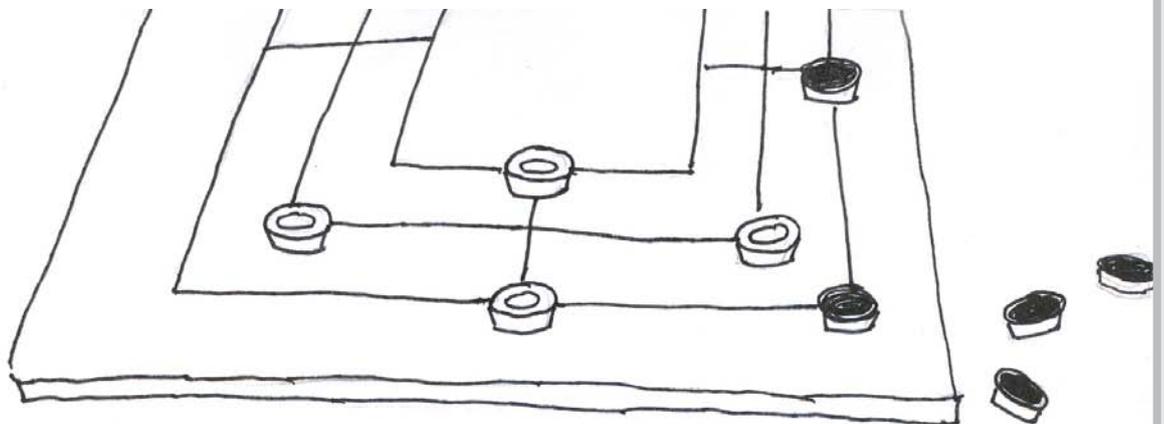
„Spring break“
Dauer-Party und „Saufgelage“ während der US-Semester- und Schulferien

EIN ZW-RÄTSEL

VON: ELISE DONDER

*Zwischentöne,
Zwieback,
die Zwiebel
der Zwirn,
die Zwickmühle,
der Zweifel
der Zweig und
der Zweck*
gehören irgendwie zusammen,
nicht aber der *Zwang*,
die *Zwetschge* und
der *Zwerg* und auch nicht
das *Gezwitscher*.

Wie denn das?

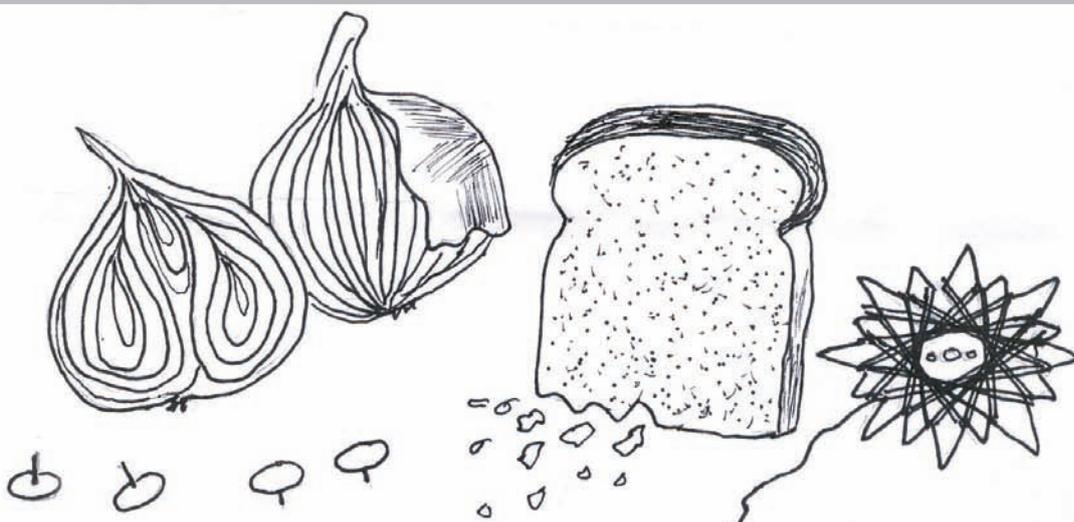




Es hat zweifellos Zweck, sich diesen Zweig, den Zweierzweig, einmal näher anzuschauen.
 So zwischendurch für die Zwischentöne.
 Etymologisch nicht zu der Zweierfamilie gehören: der Zwerg, die Zwetschge, der Zwang und
 zwitschern! (... auch wenn die Meisen schon mal gern auf Zwetschgengzweigen zwitschern ...)

- Zwieback - zweimal gebacken
 - Zwiebel - kommt von „Zwieballe“ = zweifache Bolle
 - Zwirn - zweifacher Faden
 - Zweifel - Ungewissheit bei zweifacher (zweifältiger) Möglichkeit
 - Zwickmühle - „Zweimühle“ – die tragische Situation, in der durch das Öffnen der einen Konstellation eine zweite gleich wieder geschlossen wird, unentrinnbar
 - Zweig - der „Aus-zweien-Bestehende“, gegabelter Ast
 - Zwecke - von mhd. zwec, „Nagel aus Holz oder Eisen“, Gabelung (vgl. „Heftzwecke“)
 - Zweck - Nagel, an dem die Zielscheibe aufgehängt ist - oder Nagel, der in der Mitte der Zielscheibe sitzt -> Absicht = Zweck
- In ihnen steckt die „Zwei“:
 Zwischentöne:
 zwischen – in der Mitte von beiden, innerhalb von Zweifachem

Auflösung:



DIE ORKNEY INSELN

TEXT UND FOTOS: GERTRUD GRINS



GB – I – I – I – D – GB – das Auto, das hinter uns auf die Fähre rollte, die uns von Gills Bay im Nordosten Schottlands nach St Margeret's Hope auf die Orkney Inseln bringen sollte, hatte auch ein italienisches Kennzeichen. Was führte nur so viele Italiener auf diese Inselgruppe?

Die Erklärung dafür fand sich am Wegesrand: Es ist die italienische Kapelle (Italian Chapel) auf der Insel Lamb Holm. Die Nachfahren ehemaliger Kriegsgefangener bzw. Freunde oder Kinder von Freunden zieht es nach Schottland. Dorthin, wo am Ende des Zweiten Weltkrieges von den Briten ein Camp für italienische Marinesoldaten errichtet worden war. Die Kriegsgefangenen warteten auf ihre Entlassung. Nachts träumten sie von ihren Familien im sonnigen Süden.

Erinnerungen an den 2. Weltkrieg am „Ende der Welt“.

Am Tag bauten sie – in ihrer Freizeit – eine Marienkapelle. Das schlichte Gebäude malten sie innen bunt aus, so bunt wie das Leben in ihrer Heimat war, nach der sie sich sehnten. Wenn das Heimweh sie allzu sehr schmerzte, fanden sie Trost im Gebet. Nach der Heimkehr berichteten sie von den Orkney Inseln, die schon 4000 bis 3000 v. Chr. von einem rätselhaften mediterranen Volk besiedelt wurden, von den sanftgewellten grünen Weiden und natürlich von „ihrer“ Kapelle.



Die „italienische Kapelle“

Die italienische Kapelle ist nicht das einzige Kulturdenkmal, das den Reisenden erwartet. Besonders Mainland, die Hauptinsel des Orkney Archipels, ist ein geschichtsträchtiger Ort.

Weltkulturerbe vom Meer freigegeben.

Mitte des 19. Jahrhunderts spülte das Meer ein Dorf aus der Steinzeit frei. Die Fundstätte SKARA BRAE wurde zum Weltkulturerbe erhoben. Die Anlage besteht aus zehn Rundbauten, die durch Gänge miteinander verbunden sind. In den Wohnungen sind sowohl Türstürze, als auch Feuerstellen, Wandschränke und Einrichtungsgegenstände erhalten geblieben. Regale, Schränke, Tische, Stühle, Betten – alles ist aus Steinplatten gefertigt, die der Frost von den nahegelegenen Küstenfelsen

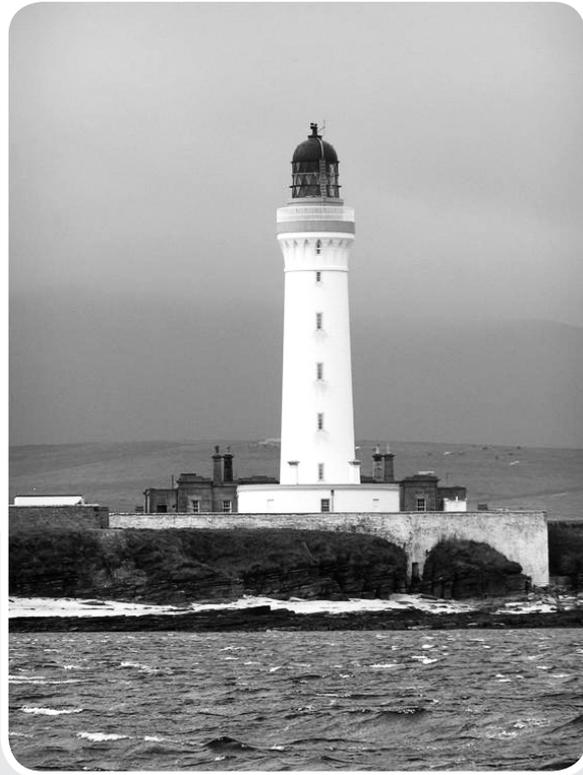
ZWISCHEN ATLANTIK UND NORDSEE



Skara Brae

abgesprengt hatte. Warum die letzten Bewohner ihre Heimat verließen, lässt sich nur vermuten. Man glaubt, dass eine Hungersnot die Menschen zwang, auszuwandern, denn nichts weist auf eine kriegerische Auseinandersetzung hin. Dass sich das Klima auf den Inseln um 1000 v. Chr. tatsächlich verschlechtert haben muss, leitet man aus den dicken Torfschichten ab, die sich damals bildeten.

Der RING OF BRODGAR ist eine vorzeitliche Kultstätte, die ursprünglich aus 60 Steinen bestand, von diesen stehen noch 34, jeder einzelne zwischen 4 und 6 Meter hoch. Der Steinkreis ist einer der größten in Europa. Er lässt den Besucher erahnen, wie bedeutend dieser Versammlungsplatz für die Steinzeitmenschen gewesen sein muss und wie wichtig ihnen die Verehrung ihrer Gottheiten war. Als wir am Spätnachmittag den Ring of Brodgar erreichten, waren wir die einzigen Besucher. Wir konnten ungestört in der Anlage umher wandern und die Kraft der monumentalen Steine spüren.

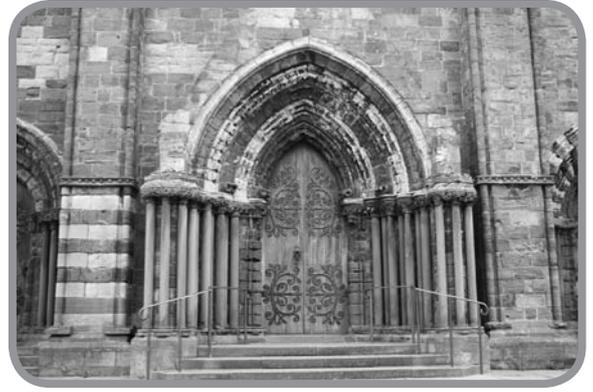
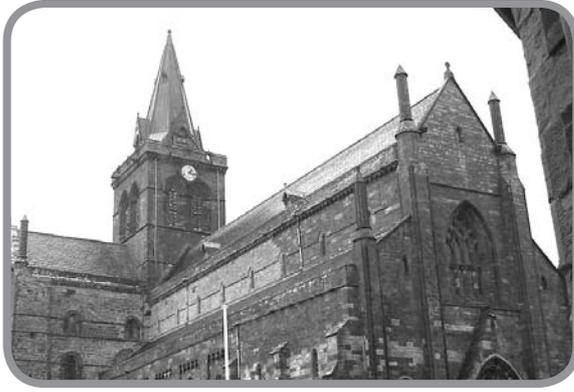


Leuchtturm in Graemsay



Ring of Brodgar

Nicht weit entfernt verbirgt sich unter einem Erdhügel ein neolithisches Kammergrab. Es ist nur mit einem autorisierten Begleiter zugänglich. Mit dem gälisch-schottischen Akzent unseres Führers taten wir uns schwer. Er erklärte, dass dieses Grab um 3200 bis 2900 v. Chr. errichtet wurde. Wir mussten gebückt einen etwa elf Meter langen, niedrigen Gang durchschreiten, um den Hauptraum zu erreichen. Von diesem aus sind drei Nischen zugänglich, die je mit einem Stein geschlossen werden können. Der Verschlussstein am Eingang der Anlage lässt einen Spalt offen, durch den bei Sonnenuntergang die Strahlen der Sonne auf die hintere Wand treffen und so die Kammer erhellen.



Kathedrale St. Magnus in Kirkwall

Die Wikinger kannten dieses Grab und nutzten es als Schutzraum. Sie kratzten Botschaften in die Wände, die wir im schwachen Licht der Taschenlampe kaum wahrnehmen konnten. Aber sie sind sehr berühmt. Es sind die Runen von MAES HOWE. Sie gehören zur umfangreichsten Runensammlung der Welt. Neben den Inschriften sind drei Ritzzeichnungen der Wikinger zu sehen. Am besten gefiel mir der Maehowe Drachen. Er ist das meistverwendete Motiv in der Schmuckindustrie Orkneys.

Noch etwas anderes haben die Wikinger hinterlassen: Die Grundmauern eines Dorfes, das sie um 1150 auf der Gezeiteninsel BROUGH of BIRSEY errichtet hatten. Bei Ebbe gelangten wir trockenen Fußes dorthin und konnten durch die grasbewachsenen Straßen des Dorfes spazieren und hinauf zum Leuchtturm der Insel wandern.

An der Nordostküste liegt eine weitere Attraktion: der BROCH of GURNESS, eine gut erhaltene Burganlage. Die Konstruktion der Stein-Wendeltreppe, die ins Nichts führte, weil die oberen Stockwerke der Burg abgetragen waren, beeindruckte mich ganz besonders. Wer die Rundburgen in der Eisenzeit bewohnte und welche Aufgabe sie erfüllten, ist nicht eindeutig geklärt. Typisch ist ihre Lage direkt an der Küste, was nahe legt, dass die Bewohner sowohl Fischer als auch Ackerbauern waren. Noch heute leben die Orkadier von der Rinder- und Schafzucht. Sie ernten Getreide, vor allem Braugerste, die in den beiden Destillieren Orkneys zu vorzüglichem Whisky veredelt wird.

KIRKWALL ist seit Wikingerzeiten (9. Jahrh.) das wirtschaftliche und kulturelle Zentrum der Inseln. Aber mit 7000 Einwohnern ist Kirkwall ein eher bescheidenes Städtchen, das vom Turm der St. Magnus Kathedrale überragt wird. Ein Wikingerfürst legte im 12. Jahrhundert den Grundstein zu diesem Backsteinbau, der während der Reformation glücklicherweise nicht zerstört wurde und der heute noch für Gottesdienste genutzt wird. In der Kirche erinnert eine Gedenktafel an die 833 Besatzungsmitglieder der H.M.S. Royal Oak, die 1939 in der Scapa Bay Opfer eines deutschen Unterseebootangriffs wurden. Die Bucht von Scapa Flow, die auch als Lagune zwischen den Orkney Inseln beschrieben wird, hatte schon am Ende des Ersten Weltkrieges von sich reden gemacht. Die Alliierten hielten dort rund 70 Schiffe der kaiserlich deutschen Kriegsmarine als Pfand zurück. Damit die Armada nicht den Feinden überlassen bliebe, befahl der zuständige deutsche Admiral von Reuter, die Flotte zu versenken. Weil die Botschaft vom Abschluss des Versailler Vertrages die Orkney Inseln zu spät erreichte, geschah dies noch einen Tag nach Inkrafttreten des Friedensvertrages. Die Schiffswracks in der Bucht ziehen immer noch abenteuerlustige Taucher an.

Die zu Schottland gehörenden Orkney Inseln – zwischen Atlantik und Nordsee gelegen – waren sowohl im Ersten Weltkrieg als auch im Zweiten Weltkrieg ein bedeutender Marinestützpunkt Großbritanniens. Als wir die Inseln wieder verließen, glitt die Fähre gemächlich an den noch vorhandenen Wehranlagen vorbei. Es waren erfahrungsreiche Tage, die wir auf dem Archipel bei wechselndem Wetter mit unserem Campmobil verbrachten. Für die kriegsgefangenen Italiener war der regenreiche Norden sicherlich schwer zu ertragen, egal wie saftig grün die Inseln bei Sonnenlicht leuchteten und wie sehr sie in der Erinnerung verklärt wurden. Die Orkney Inseln sind ein geschichtsträchtiger Ort und nicht nur für italienische Reisende einen Besuch wert.

NACHRUF

TEXT: GERTA GORMANNS



Ein lieber Nachbar ist von uns gegangen. Im gesegneten Alter von 97 Jahren hat ihn Gott der Herr heimgeholt in sein ewiges Reich. Es wäre unehrlich zu sagen, wir sind traurig, doch es ist ehrlich, wenn wir sagen: wir sind froh, ihn gekannt zu haben.

Er war bereit für die große Reise. Alle, die ihn kannten, werden ihn mit einem Schmunzeln und mit frohem Herzen ziehen lassen. Ich bin sicher, sein Engel wird ihn auch freudig schmunzelnd am Himmelstor empfangen. Er war fleißig, bescheiden und immer hilfsbereit. Ein treuer Ehemann und guter Vater. Trotz schwerer Zeiten und widriger Umstände war er bemüht, seinen drei Kindern eine gute Schulbildung sowie eine ehrliche, gradlinige Lebenseinstellung zu vermitteln. Er selbst lebte äußerst anspruchslos.

Sein eigenwilliger Humor war vielen bekannt; dass der Schalk ihm noch im Alter im Nacken saß, zeigt uns folgende Begebenheit:

Vor seinem achtzigsten Geburtstag lag er im Krankenhaus, es war kurz vor Weihnachten: Bei einem Besuch fragte ihn sein Sohn: „Wie ist das, hast du auch einen Wunsch, kann ich dir was schenken?“

„Quatsch, ich brauch' nichts.“ „Ja überleg' es dir noch mal, vielleicht fällt dir doch was ein.“ Etwas brummig fiel der Abschied aus. Auch bei der nächsten Besuchsstunde war er nicht der Alte, etwas schien ihn zu bedrücken. „Na, wie ist es, ist dir was eingefallen?“ fragte der Sohn in lockerem Ton. „Nee, nee esch bruuk nix.“ War zunächst die Antwort. „Ich merk' dir doch an, dass du was möchtest, sag es doch einfach.“ „Nee, nee lott maar, datt jeht net.“ „Egal was du möchtest, sag es einfach.“

Gespannt schaute er den Vater an. „Also, ech hann noch nie en jolde Uhr jehatt, derr wönsch ech mech en.“ Der Sohn bemühte sich, sein Erstaunen zu verbergen, und murmelt was von: „Mal sehen, was das Christkind dazu sagt.“

Weihnachten im Krankenhaus. Robert bekommt seine goldene Uhr. Tränen der Rührung glitzern in seinen Augen. Es schien ihm wirklich wichtig zu sein, obwohl es eigentlich nicht zu ihm passte. Nach einiger Zeit – er war wieder zu Hause und sein Sohn besuchte ihn. Als sie ungestört waren, fragte er ihn: „Jetzt raus mit der Sprache! Wie kamst du dazu, dir eine goldene Uhr zu wünschen?“ „Ja dächt ött jeht ameng. Do kuom mesch de Jedanke mett die Uhr. Esch dächt, wenn die desch datt mett die Uhr utkalle, dann hässe net mie lang, äver wenn sö desch die Uhr metbränge, dann häste en Chance hej noch eens örut dö komme.“

Mit einem verschmitzten Lächeln sieht er zu seinem Sohn auf. „Wuor datt schlemm?“ „Nee, nee datt wuor spitze!“ Über die goldene Uhr wird sich jetzt ein Enkel freuen.

DIE KOCHPROBE

TEXT: GERTRUD GRINS



Sonntags kochte Mutter Pudding. Eigentlich waren es Flammeris, manchmal Cremes. Aber wir sagten Pudding, weil das auf den Tütchen der bekanntesten Firma stand, die dazu verwendet wurden. Um die Stärke zu garen, musste sie in kalter Milch verteilt und unter Rühren erhitzt werden.

Durch die Zugabe von Eiern konnte die Nachspeise verfeinert werden. Dann zierten lockere süße Eischneeballen die Schüssel. Sie täuschten Sahne vor, die es nur an Festtagen gab. Zum Vanillepudding servierte Mutter meistens ein Glas selbst eingewecktes Obst. Das holte sie aus dem Keller, wo es auf einem Wandregal neben der großen Kartoffelkiste stand.

Wir Kinder liebten Mutters Nachspeisen und das blieb auch so, als meine beiden Brüder und ich in Köln studierten. Wenn wir zum Wochenende nach Hause kamen, rechneten wir selbstverständlich damit, dass es Pudding gab. Gäste waren bei uns immer willkommen, deshalb scheute ich mich auch nicht, hin und wieder einen Kommilitonen oder eine Kommilitonin einzuladen, mich nach Hause zu begleiten, um sich bei uns durchzufuttern.

Mutter hatte ein feines Gespür dafür, wenn eine der jungen Frauen mir mehr bedeutete, als ich vorgab. So war es auch bei Marion. Wir waren uns vor Hörsaal 21 – Hauptseminar von Professor Schmölders – in die Arme gelaufen. Beide in großer Eile und ein wenig außer Atem. Seitdem trafen wir uns regelmäßig zu den Vorlesungen. Marion gefiel mir. Sie sah gut aus, war eine exzellente Jurastudentin, die ihre Klausuren mit links schaffte. Ich stellte sie meinen Eltern unbesorgt vor. Es war nicht das erste Mädchen, das bei uns am Mittagstisch saß. – Meine Brüder, beide älter als ich, hatten schon einige Male ihre Freundinnen mitgebracht. – Marion beeindruckte Vater, auch meinen Bruder Klaus, das war nicht

zu übersehen. Mutter begegnete ihr mit Zurückhaltung. Wohlwollend hörte sie zu, was die junge Frau von ihrem Studiengang zu berichten wusste, fragte kurz nach ihren Eltern und verschwand danach in der Küche, um das Mittagessen vorzubereiten.

Kurze Zeit später schaute sie durch die Wohnzimmertür. „Marion, könnten Sie mir bitte einen Moment in der Küche helfen“, bat sie. Marion schaute mir in die Augen. Was soll das? Von Einladung zum Essen war die Rede und keineswegs vom Helfen, schien sie zu denken. Ich senkte den Blick. Sie musste selbst entscheiden, ob sie Mutters Bitte entsprechen wollte. Marion erhob sich zögerlich, fast widerwillig. Nach 10 Minuten saß sie wieder in unserer Männerrunde und diskutierte eloquent das Für und Wider der Hallstein Doktrin. Ich bewunderte sie.

Pünktlich um 13.00 Uhr bat Mutter zu Tisch. Sie servierte eine Rindfleischsuppe mit Eierstich, Rheinischen Sauerbraten, dazu Klöße und Bohnensalat. Köstlich. Alle langten ordentlich zu. Wenn das Mensa-Essen nur halb so gut schmecken würde, führe ich nicht so häufig nach Hause, das ahnte Mutter auch.

Ich räumte das Geschirr zusammen, trug Schüsseln und Teller in die Küche.

Mutter bat mich, den Pudding mitzubringen.

„Den hat Marion gekocht“, meinte sie dazu. Ich stutzte beim Anblick der Schüssel. Hatte Mutter keine Eier im Haus gehabt? Von Eischnee war nämlich nichts zu erkennen. Na ja, der Nachttisch würde auch so schmecken. Es gab nämlich Pfirsiche dazu. Mutter hatte ein Glas Wassenberger Sämlinge ‚geopfert‘. So nannte sie es, wenn sie eines ihrer besonders beliebten Gläser öffnete.

Ich begann genüsslich zu essen.



Foto-Quelle:
Für Dich, deutsche Hausfrau, Ein praktisches Haushaltsbuch für die berufstätige Frau. Jahresausgabe gültig vom 1. Oktober bis zum 30. September. In Verbindung mit dem Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront herausgegeben vom Reichsausschuß für Volkswirtschaftliche Aufklärung. Berlin. Ohne Jahresangabe (ca. 1940)

Was war das? Rohe Stärke?

Hatte ich gerade einen Knubbel ungegarter Stärke am Gaumen zerdrückt?

Wirklich, da war noch einer.

Pudding mit Knubbel. Den hatte ich einmal als achtjähriger meiner Familie aufgetischt. Meine Brüder erinnerten mich gerne an diesen misslungenen Kochversuch. Nun hatte Marion Pudding gekocht. Knubbelpudding. Und zu allem Überfluss waren auch noch Eiweißfäden darin, weil sie das Ei nicht sachgerecht verarbeitet hatte. Das würde für Häme sorgen. Ich blickte in die Runde. Alle löffelten tapfer ihren Teller leer. Den Nachschlag, den Mutter offerierte, lehnten wir dankend ab. Marion schwieg verlegen.

Ich fühlte mich unwohl in meiner Haut, wusste nicht, wie ich reagieren sollte.

Warum scherzte Klaus nicht über den Knubbelpudding? Er war doch sonst nicht auf den Mund gefallen. Er hatte schon ganz andere Situationen mit einem flotten Spruch irgendwie gerettet. Stattdessen Stille.

Wir schauten Marion an, warteten auf ein Lächeln, auf eine selbstkritische Bemerkung. Nichts. Nur eisernes Schweigen.

Endlich bedankte Vater sich für das Mittagessen und zog sich mit einem Buch in seinen Sessel zurück. „Ich helfe Mutter beim Spülen, bot sich mein Bruder an. Du willst sicher mit Marion einen Verdauungsspaziergang machen.“ Aber dazu hatte Marion keine Lust. Sie wollte lieber zurück nach Köln. Sie müsse noch lernen, meinte sie.

„Tun Sie das!“, pflichtete Mutter ihr bei. „Tun Sie das!“

Marions Abschied war höflich, aber förmlich. Meiner nachdenklich. Mutter hatte mir klargemacht, was sie von der brillanten Studentin hielt, und das ganz ohne Worte. Nun war es an mir zu wählen.

RAUBÜBERFALL

TEXT: WALTER ELSCHENBROICH



Acht Jahre lang, von 1976 bis 1983, bereiste ich die Länder Süd- und Mittelamerikas. Dabei habe ich viel gesehen, viel erlebt und viele Menschen getroffen. In einigen Ländern herrschte das Militär, in anderen grundgesetzlich verankerte Demokratien oder auch solche, die im Volksmund zynisch Demokratien genannte wurden.

Zwischenzeitlich wurden die Generäle in Argentinien und Chile abgesetzt und demokratische Verhältnisse eingeführt, zum allgemeinen Wohl der dort lebenden Bevölkerung. Es hat sich viel gewandelt in Süd- und Mittelamerika, selbst in Mexiko stellte erstmalig nach über 70 Jahren ununterbrochener Führung, nicht der Kandidat der Partei der institutionalisierten Revolution (PRI) den Präsidenten, sondern ein Kandidat der Oppositionspartei.

Ich erinnere mich gut an meine ersten Besuche in Buenos Aires und Santiago de Chile, als in den Straßen eine mit späteren Zeiten vergleichbar unangenehme, bedrückend Stille herrschte. Dagegen in Rio de Janeiro, Sao Paulo oder Bogotá pulsierte die Lebensfreude, aber leider auch eine scheinbar unbezwingbare Straßenkriminalität.

Nun bitte ich den geneigten Leser den Fehlschluss zu vermeiden, dass dieser Zustand auf unterschiedliche politische Systeme zurückzuführen sei, die Straßen in Buenos Aires und Santiago de Chile sind auch heute noch sicherer, als jene der großen Städte Brasiliens und Kolumbiens.

Einheimische wie Touristen waren von dieser Kriminalität in gleicher Weise betroffen. Touristen, Neuankömmlinge, traf es meist schon beim ersten Spaziergang an der Copacabana, obwohl jedes Hotel deutlich auf die Gefahren hinwies, aber auch für den Fall der Fälle Verhaltenshinweise lieferte.

Die Spitze an Dreistigkeit lieferte eine Bande schwer bewaffneter Banditen, als sie in die Empfangshalle eines großen Hotels an der Copacabana eindrangen, alle Anwesenden auf den Boden zwangen, nebst jenen die den Aufzügen entstiegen und die zentralen Schließfächer aufbrachen und ausraubten.

Der Direktor unserer Vertretung wurde in seiner an sich gut gesicherten Villa, bei vorgehaltener Waffe zum Öffnen seines Haustresors gezwungen und gefesselt. Wie die anschließende Untersuchung ergab, hatte man die Hausbedienstete zur Vorbereitung des Einbruchs gezwungen.

Einer unserer seinerzeit in Sao Paulo tätigen Monteur fuhr per Fernbus zum Karneval nach Rio. Am dortigen Busbahnhof angekommen, nahm er sich ein Taxi für das letzte Stück des Weges. Als er bemerkte, dass ihn der Taxifahrer an einen ihm unbekanntem Ort kutscherte, und dieser nach seinem Protest zum Handschuhfach griff, wo sich, wie sich nachträglich herausstellte, eine geladene Pistole befand, drückte er ihn mit seinen Beinen vom Rücksitz aus über die Rückenlehne des Fahrers ins Steuerrad und zwang ihn zur nächsten Polizeistation zu fahren. Aber die Polizei ließ den Fahrer wieder laufen, mehr noch, sie zwang unseren Monteur, das Entgelt für die Taxifahrt zu zahlen.

Am 10. Dezember 1983 saßen wir im Penthaus Restaurant des Caesar Palace Hotel in Sao Paulo und aßen brasilianischen Bohneneintopf, als ich durch die Glaswand hinab blickend, eine Ansammlung hektisch gestikulierender Menschen und Polizei sah. Was war geschehen? Zwei bewaffnete Räuber hatten das gegenüberliegende Juwelergeschäft überfallen. Passanten hatten den Überfall bemerkt und einen der Räuber gestellt und erbarmungslos verprügelt.



Rio de Janeiro in Brasilien

Im Vordergrund die
Christusstatue auf dem
Corcovado, im Hinter-
grund der Zuckerhut.

Quelle: Wikipedia

Die ungewöhnlich schnell am Tatort erschienene Polizei verfolgte den zweiten, durch die belebte Straße flüchtenden Banditen per Jeep mit blitzendem Rotlicht und heulenden Sirenen aus dem Seitenfenster schießend. Wie aus den Presseberichten des Abends zu entnehmen war, wurde der Gangster auf der Flucht erschossen.

In Bogotá erzählte man mir von einem äußerst brutalen Vorfall. Einem Taxifahrer hatte man per Machete den aus dem offenen Fenster hängenden Arm abgetrennt, um seine Uhr zu erbeuten. Seither sollen dort alle Autofahrer ihre Uhr am rechten Arm tragen.

Die Länder des amerikanischen Kontinents sind wunderschön. Besonders Rio mit seinen Stränden Copacabana und Ipanema und seinem Zuckerhut sind mehr als nur eine Reise wert, würde seine Attraktivität nicht durch solche Vorkommnisse getrübt.

GESTOHLENE KINDHEIT

TEXT: KARL-HEINZ THIFESSEN



„Aufstehen!“ sagte Katharina Breuer. Ihre Stimme klang vorsichtig und rücksichtsvoll. Mit einer kleinen Flamme am Kienspan entzündete sie den Kerzenstummel vom Vorabend und vertrieb die Dunkelheit der Nacht ein wenig. Draußen begann zwar die Morgendämmerung, doch vom trüben Tageslicht fiel kaum etwas in den kleinen Raum.

Aus der hinteren Ecke des Zimmers regte sich leises Murmeln.

Hermann rieb die müden Augen und kroch aus den dünnen Laken. Gerne wäre er liegen geblieben. Etwas benommen kletterte er über zwei seiner kleineren Geschwister hinweg. Sie schliefen eng aneinander und wärmten sich gegenseitig. Die baumwollene Unterlage auf grob gezimmerten Brettern schützte nur wenig vor der Kälte des Steinbodens. Reflexartig zog Hermann den Fuß hoch, als er die schneidende Kälte spürte. Der Herbst machte sich bereits mit kühlen Nächten bemerkbar.

Im fahlen Licht der stark flackernden Unschlittkerze schwankte sein Schatten gespenstig an der weißen Wand entlang. Hermanns kleine Gestalt wirkte im Kerzenlicht noch blasser als ohnehin schon. Hunger war sein ständiger Begleiter. Die dürftige Bekleidung bestand nur aus einer zerschissenen Hose, einem dünnen Leinenhemd und einem abgetragenen Pullover. Schuhe besaß er erst seit wenigen Tagen. Viele beneideten ihn darum. Sie hatten zuvor einem gleichaltrigen Jungen aus der Nachbarschaft gehört. Er starb an Tuberkulose.

Katharina Breuer, Hermanns Mutter, hatte gerade das vierzigste Lebensjahr vollendet. Sie arbeitete als Wäscherin für eine reiche Fabrikantenfamilie. Ihre ärmliche, gebückte Gestalt spiegelte deutlich Not und Elend in den Arbeiterfamilien des 19. Jahrhunderts wider. Vier von zehn Kindern entriss ihr der Tod frühzeitig.

Prolog:

Man schrieb das Jahr 1852:

Das Zeitalter der Industrialisierung hatte am Niederrhein jahrhundertealte Strukturen in wenigen Jahrzehnten weggeblasen. Textilfabriken schossen wie Pilze aus dem Boden. Die Zeit der Leineweber an ihren heimischen Webstühlen neigte sich unaufhaltsam dem Ende zu. Die Textilarbeiter waren gezwungen, ihr Brot in Fabriken zu verdienen. Viele ehemalige Landarbeiter strömten in die Städte, wo sie sich ein besseres Leben versprachen. Die Realität sah jedoch oftmals anders aus. Not, Elend und Verarmung verbreiteten sich besonders in Krisenzeiten dramatisch schnell und trafen immer die Ärmsten. Viele Kinder mussten für geringen Lohn täglich in den Fabriken arbeiten, damit ihre Familien nicht hungerten und zum Betteln verdammt waren.

Die Einführung der Schulpflicht im Jahre 1825 änderte daran kaum etwas, denn für viele Eltern war die Arbeitskraft des Kindes wichtiger als dessen Schulbildung. 1839 entstand das erste Kinderschutzgesetz in Deutschland. Ab 1855 durfte kein Kind unter zwölf Jahren beschäftigt werden. Doch die gesetzlichen Bestimmungen wurden immer wieder unterlaufen.

Fotoquelle:
Stadtarchiv
Mönchengladbach



Die achtköpfige Familie lebte in einer Einraumwohnung im Anbau eines Fachwerkhäuses. Die gemietete Kammer diente bis vor wenigen Jahren einem Leineweber als Webstube. Das Schlafzimmer war zugleich Wohnzimmer, Küche und Bad. Durch zwei kleine Fenster fiel bei Sonnenschein etwas Licht in den grellweiß gekalkten Raum und erhellte ihn dann merklich. Ein breiter Kohleherd stand an der Wand gegenüber der Eingangstür und war fast ganzjährig in Betrieb. Beißender Qualm quälte die Atemorgane, wenn sein Abzug nicht funktionierte. Verantwortlich dafür war ein langes, schwarzes Abzugsrohr, das zu einem baufälligen Kamin führte. Zwei Kessel mit Kochwäsche verbreiteten die ganze Nacht über einen muffig-feuchten Geruch. An den Trockenleinen hing nur ausnahmsweise mal keine Wäsche.

Katharinas ganzer Stolz war der massive Eichenholzschränk, ein Geschenk aus herrschaftlichem Hause. Schöne Schnitzarbeiten zierten ihn ebenso wie vier Türchen mit fein geschliffenen Glasscheiben. Dahinter standen, wohlgehütet wie ein Schatz, einige Teller und Tassen aus Porzellan. Das dunkelblaue Kanapee gegenüber verbreitete ein wenig Behaglichkeit. Bereits seit Wochen war es die Bettstatt des lungenkranken Vaters. Der lange, stabile Tisch mit den fünf Stühlen vervollständigte die insgesamt karge Ausstattung.

Hygiene fand im Hof hinter dem Fachwerkhaus, nahe der Wasserpumpe statt.

„Nimm das Stück Brot“, sagte Katharina, „zu Mittag bringe ich dir eine warme Suppe in die Fabrik“. Hastig schlang Hermann das harte Roggenbrot hinter. Dazu etwas warme Ziegenmilch.

Eine kurze Umarmung noch, ein flüchtiger Kuss auf die Stirn.

„Lauf los, sonst bekommst du Ärger mit dem Aufseher“ rief sie ihm hinterher, und er lief im Halbdunkel des frühen Tages den holprigen, matschigen Weg hinauf. Mutters Tränen sah er nicht mehr.

Feiner Nieselregen und heftige Windböen schlugen ihm unsanft entgegen. Die Blätter der Bäume vermischten sich mit allerlei Unrat in den Ecken der engen Gassen. Mit dem Wind querten sie zum wiederholten Male seinen Weg.

Automatisch hielt Hermann die Luft an, wenn er das Rinnsal hinter der Fabrik erreichte. Den unangenehm fauligen Gestank seines blaugrün schimmernden Wassers konnte er kaum ertragen. Mehrere Textilfabriken leiteten die Abwässer ihrer Färbereien in den einst kristallklar dahinfließenden Bach.

Die Kirchturmuhur trieb ihn zur Eile an. Nun war er nicht mehr weit vom Eingangstor entfernt. Von allen Seiten strömten die Arbeiter heran, unter ihnen viele Jugendliche und Kinder. Um dem feinen Regen nicht vollends ausgesetzt zu sein, beugten die Meisten das Gesicht nach unten. Im Kesselhaus liefen bereits die zischend Maschinen. Dunkler Rauch quoll aus dem hohen Schornstein und trieb ihnen den Geruch von verbrannter Braunkohle in die Nase.

Hermann erschien der zweigeschossige Backsteinbau wie ein Gefängnis und er verlangsamte unmerklich seinen Schritt, je näher er der hohen Außenmauer mit dem oben aufgesetzten, dichten



Stacheldraht kam. Fröstelnd erreichte er das große, dunkelgrüne, eiserne Fabriktor mit den vielen Rostflecken.

„Wurde auch Zeit!“ schlug ihm eine bekannte, grobschlächtige Stimme aus der halbdunklen Ecke hinter dem rechten Torflügel entgegen. Sie gehörte zur massigen Gestalt des ungeliebten Vorarbeiters Friedrich Schneider, der wie immer, frühmorgens schlechte Laune hatte. Er übte die Funktion des Aufsehers aus. Sein rabiater Umgang mit den Arbeitern war von allen gefürchtet. Unpünktlichkeit, mochte sie verschuldet oder unverschuldet sein, bestrafte er besonders unerbittlich und zog vom kargen Lohn nach seinem Gutdünken etwas ab.

Beim Chef stand er in hohem Ansehen.

Als Hermann Breuer die Textilfabrik von Unternehmer Johann Rauboll betrat, drang mit einem Schlag ohrenbetäubender Lärm von zahlreichen Web- und Spinnmaschinen an sein Ohr. Stickige, staubige Luft legte sich auf Zunge und Lippen. Er fürchtete sich jeden Tag vor diesem Eintritt in den Fabriksaal. Wie Nadelstiche pochte es in seinem Kopf. Schnell fand er den gewohnten Arbeitsplatz an einer von vierzehn Vorspinnmaschinen. In der schwach beleuchteten, ständig von Textilstaub durchzogenen, unbelüfteten Ecke, die er nur kriechend erreichen konnte, verrichtete der Junge in gebückter Körperhaltung das Aufstecken von Baumwollpflocken.

Sein Arbeitstag ging nicht selten über zehn Stunden hinaus und überstieg seine Kräfte um ein Vielfaches. Sobald für den größer werdenden Körper die Arbeit in der Enge hinter der Maschine nicht mehr möglich war, verlor er die Beschäftigung und damit den kargen Lohn. Ebenso bei Krankheit oder gar Unfall - in den Fabriken keine Seltenheit. Ein anderes Kind trat dann an seine Stelle. Arbeitsschutzmaßnahmen gab es nicht.

Oft wollte er einfach nur weglaufen, weglaufen aus einer Welt voller Entbehrungen, die seine Kinderjahre fest umklammerten, aber die schwere Krankheit seines Vaters drängte ihn in die Rolle des Hauptverdieners der Familie.

„Leg bloß die Wolle richtig ein, damit wir keinen Ausschuss produzieren!“, ermahnte ihn mehrmals Peter Schmelz, ein etwa vierzigjähriger Spinnereiarbeiter, dem Hermann zur Hand gehen musste. Er war von hagerer Gestalt, aufrichtig und ehrlich. Die tägliche Arbeit in der faserigen Luft entzündete seine Lunge immer wieder. Husten plagte ihn dann ebenso sehr wie die immer häufiger eintretende Luftnot. Für eine Behandlung beim einzigen Arzt der Stadt fehlte ihm das Geld.

Die wenigen Worte, die er einige Male hinüberrief, nahm Hermann nur mechanisch auf und nickte beiläufig mit dem Kopf. Unterhaltung in normaler Lautstärke war bei diesem Krach nicht möglich. Mit einem Ruck lief die Vorspinnmaschine an, und für den Jungen begannen die Arbeitsstunden mit immer gleichen Handbewegungen. Besonders in den Nachmittagsstunden musste er sich sehr konzentrieren.

Hermanns Gedanken waren am heutigen Tag oft in der kleinen Schule, nicht weit von der Fabrik entfernt. Dort war Festtag, denn ein neuer Lehrer trat seinen Dienst an. Er war aufgeweckt und lernbegierig, ging gerne zur Schule, um dort lesen, rechnen und schreiben zu lernen. Zu Hermanns Mitschülerinnen zählte auch Eva Rauboll, die elfjährige Tochter seines Fabrikanten. Sie wohnte in einem schönen Haus mit großem Garten, umgeben von einem hohen Zaun. Der Junge sah sie fast jeden Morgen in ihrem schönen Kleid zur Schule gehen, während er den Weg in die Fabrik ihres Vaters antreten musste.



Plötzliche Unruhe riss ihn aus seinen Gedanken. Aufseher Schneider lief erregt von einer Maschine zur anderen. Sein dickes Gesicht war von Schweißperlen übersät. Nervös trommelte er alle schulpflichtigen Kinder zusammen. Unangemeldet besuchte der staatliche Fabrikinspektor mit zwei Helfern den Betrieb und sorgte für erhebliche Aufregung. Ihm war mitgeteilt worden, dass in letzter Zeit besonders viele Kinder den Schulunterricht versäumten.

„Alle auf den Speicher!“ laut und scharf kam Schneiders Kommando, „denkt daran: Wer erwischt wird, fliegt raus.“

Mehr als zwanzig hohlwangige Mädchen und Jungen kletterten ängstlich die enge Holzstiege in der äußersten Ecke des Fabriksaales hinauf und versteckten sich hinter allerlei Fässern und Hölzern. In geduckter Haltung verharrten sie regungslos knapp unter den Dachziegeln, deren Innenseite mit einer Schicht grauer Wollflusen überzogen war. Das geringste Geräusch konnte die Kinder verraten.

Mit geübten Handgriffen schob Schneider die Treppe auf den Dachboden und verschloss die Öffnung mit einer Luke. Damit keine Spuren erkennbar waren, stellte er die Ecke mit mehreren Baumwollballen zu.

„Hoffentlich entdecken sie uns nicht“, ging es Hermann durch den Kopf und unbewusst hielt er die Luft an, als der Inspektor, ein kräftiger Mann mit überdimensioniertem, grauen Schnauzbart, durch einen Spalt im Holzboden erkennbar, knapp unter ihm vorbeiging. Er trug einen langen schwarzen Stoffmantel, dazu Zylinder und Monokel. Hermann dachte an die enttäuschten Eltern, sah vor sich die Augen seiner hungrigen Geschwister.

Die Kontrolle dauerte fast eine Stunde, verlief jedoch ohne negatives Ergebnis für Fabrikant Rauboll. Dennoch sah man dem dicken Mann, selbst Vater von zwei Kindern, dessen Gesicht zur Hälfte

von einem ungepflegten, rötlichen Bart verdeckt war, seine Unzufriedenheit deutlich an. Ihm dauerte der Besuch des Inspektors zu lange, zuviel Arbeitszeit ging verloren.

Kaum hatten die Inspektoren das Gelände verlassen, rief er lautstark dem Aufseher zu: „Die verlorene Arbeitszeit müssen wir noch heute aus den Kindern wieder herausquetschen!“

Mit entsprechend rüden Mitteln ging der Angesprochene vor. Die Mittagspause wurde ersatzlos gestrichen.

Vergeblich wartete Hermanns Mutter mit drei anderen Frauen vor dem Fabriktor. Der Regen hatte zwar nachgelassen, die feuchte Kälte war jedoch geblieben.

Ein hoch beladener Wagen mit zwei von Schweiß dampfenden Pferden brachte Baumwollballen aufs Betriebsgelände und vertrieb die Wartenden endgültig aus der Einfahrt. Aufseher Schneider öffnete das Tor und ließ, mit einem Augenzwinkern zum Kutscher hin, den schweren Wagen in den Hof des Betriebsgeländes rollen.

„Wann ist Mittagspause für die Kinder?“

„Nimm doch die Suppe für Hermann mit“, bat Katharina.

Wortlos stemmte Schneider seinen massigen Körper gegen die Torflügel, legte den Riegel herum und verschwand im Innern des Fabrikhofes.

Mit gesenktem Kopf schlich Katharina Breuer nach Hause zurück.

BRÄUCHE AM NIEDERRHEIN: HAUSSCHLACHTUNG IM WANDEL DER ZEIT

TEXT: KARL-HEINZ THIFESSEN



Metzgereien und Fleischereien, wie man sie heute kennt, gab es in früheren Zeiten nicht. Die Menschen waren in vielerlei Hinsicht Selbstversorger.

Hinter den Häuschen vieler Privathaushalte gab es Gärten und Stallungen, in denen sie Nutztiere unterschiedlicher Art hielten. Wer dazu keine Gelegenheit hatte, war oftmals zu arm, um Fleisch zu kaufen.

Hausschlachtungen, also dort wo das Schlachttier gehalten wurde, waren weit verbreitet. Im Laufe der Jahrhunderte bildeten sich für diese wichtigen Tage im Jahr eigene Sitten und Überlieferungen heraus, die nach und nach ins niederrheinische Brauchtum übergingen. Leider ist die Quellenlage sehr dürftig und oftmals nur auf mündliche Überlieferung angewiesen.

In diesem Beitrag soll vorrangig das 19. und 20. Jahrhundert betrachtet werden.

Hervorragende Jahreszeit war der Herbst. Die Gründe hierfür lagen auf der Hand. Elektrische Kühlschränke oder Gefriertruhen kannte man nicht, somit war die Hausschlachtung weitgehend an die bevorstehenden kalten Monate gebunden. Für die traditionsbewussten Niederrheiner kam sie um den Namenstag der hl. Katharina am 25. November, in althergebrachter Form, so richtig in Gang. Verdeutlicht wird dies an dem verbreiteten Mundartspruch »Zink Kathring ess Värkesping«.

Wer führte die Schlachtung durch?

Erste Fleischer-Gilden sind am Niederrhein bereits aus der Zeit um 1400 in Geldern und Kleve nachgewiesen. Schlachthäuser und Verordnungen, nach denen Fleisch »beschaut« werden musste, verpflichteten die Metzger, Schlachtungen kontrolliert durchzuführen. Das sah auf dem Land, also dort wo damals die meisten Menschen lebten, auch im hier betrachteten Zeitraum, völlig anders aus.

Gelernte Fleischer standen selten zur Verfügung, sodass Personen aus Berufen, denen im Herbst und Winter die Arbeit fehlte, mehr oder minder artgerecht, Hausschlachtungen vollzogen.

Im Volksleben spielten die Schlachtstage eine große Rolle. Es entwickelten sich Nachbarschaftsbräuche, die in den Regionen des Niederrheins überwiegend vergleichbar waren.

Das Ereignis einer Schlachtung blieb den Anwohnern natürlich nicht verborgen. Am Vormittag trafen sie zur Begutachtung des bereits getöteten, an einer Leiter hängenden Schlachttieres ein. In einigen Orten war es Tradition, das Gewicht des Tieres zu schätzen. Hierbei ging es recht fröhlich zu, denn zum Brauch gehörte, den Besuchern Schnaps, »Blotsdröppke oder Schweinebluttrinken« genannt, zu reichen.

Für den Schlachter und die Frauen im Haus, mitunter waren auch Personen aus der Verwandt- oder Nachbarschaft beteiligt, begann nun die Hauptarbeit. Das Tier, meistens ein Schwein, musste zerlegt und verarbeitet werden. Hierbei kam es besonders auf die Geschicklichkeit der Beteiligten an. Bis auf einige Innereien wurde alles verwertet. Eine typische niederrheinische Spezialität ist »Panhas«, mundartlich auch Tüüt, Klappertüüt oder Balkenbrei genannt. Der Name stammt aus dem niederdeutschen Pannharst, was soviel wie Röstpfanne oder gebratenes Stück Fleisch bedeutete. Zur Herstellung verwendete man das durch Buchweizenmehl eingedickte Blut des Schweines, angereichert mit Wurstbrühe und Speckstückchen. Die Hausfrau verfeinerte den einfachen Panhas oftmals mit eigenen, wohlgehüteten Rezepturen. Nicht verschwiegen werden soll, dass mitunter auch rustikaler verfahren wurde, nachdem alles, was sonst keine Verwendung fand, in den Panhas kam. In Scheiben geschnitten und gebraten, gilt die einfache Bauernspeise auch heute noch als niederrheinische Spezialität.

wörtliche
Übersetzung:
St. Katharina ist
Schweineschmerz

Quellen:

Meyers, Fritz, So war es am Niederrhein, Leben, Mundart und Brauchtum im Spiegel handwerklicher Berufe, Verlag Butzon & Becker, Kevelaer 1990

Siemes, Helena und Philips, Gerd, Durch das Jahr, Feste und Bräuche am Niederrhein, Mercator – Verlag, Duisburg 2001

Noever, Johannes, Früheres Alltagsleben, Hrsg. Heimat und Geschichtsverein Mönchengladbach e. V. 2006

Bilder aus dem alten Neuwerk, Band 2, Hrsg. Neuwerker Heimatfreunde e.V. 2002



Nach Fertigstellung war es üblich, den nächsten Nachbarn eine Probe zu reichen oder mitzugeben. Für ärmere Familien war dies durchaus eine willkommene Bereicherung ihres kargen Mittagstisches. Besonders bedacht wurden die Anwohner, die mit ihren Küchenabfällen das Jahr über zum Gedeihen des Schlachttieres beigetragen hatten. Zum bevorzugten Kreis derer, denen ein gutes Stück Fleisch zustand, zählten, gemäß der Tradition oder als Lohn für geleistete Arbeiten, Ortspfarrer und Schlachter, sowie die Personen, die bei der Verarbeitung tatkräftig mitgeholfen hatten. Wurden mehrere Schweine geschlachtet, war die Gabe umso größer.

Die meisten Bestandteile mussten so bearbeitet werden, dass sie über längere Zeit als Nahrungsmittel zur Verfügung standen. Häufig mussten auch Vorräte angelegt werden für absehbare Feste im Laufe des kommenden Jahres, bei denen das Beste aufgetischt werden sollte.

Bis zum heutigen Tag ist das Räuchern und Pökeln eine weit verbreitete Art der Konservierung. Für das Räuchern gab es eigene Kammern, meist so angebracht, dass der abziehende Rauch einer mit feuchtem Holz betriebenen, offenen Feuerstelle durch sie hindurch strömte. Der Vorgang dauerte einige Stunden, danach wurde das geräucherte Fleisch in den Trockenraum gebracht. Zum Pökeln vorgesehene, zerteilte Fleischteile, mussten einige Wochen in einer Salzlake liegen. Danach kamen auch sie in die Trockenkammer.

Während die Schlachtung großer Tiere, also Schwein oder Rind, an die kalte Jahreszeit gebunden war, erfolgten die Schlachtungen kleinerer Tiere, d.h. Kaninchen, Huhn, Ente oder Gans, über das Jahr verteilt. Deren Fleisch wurde innerhalb weniger Tage verzehrt und musste im Normalfall nicht lange konserviert werden.

Für den einfachen Industriearbeiter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Fleisch und Wurst meist unerschwingliche Güter. Es gab sie, wenn überhaupt, nur sonntags, und dann nur in geringer Menge. Um diesem Mangel abzuhelpfen, mästeten neben Bauern auch Hauseigentümer und Mieter Schlachttiere, wenn geeignete Gebäude oder Räumlichkeiten vorhanden waren.

Eine amtlich vorgeschriebene und durchgeführte Fleischschau gab es ab Juni 1900. Dies hatte natürlich auch Auswirkungen auf die Hausschlachtung, denn nun durfte das Fleisch der Tiere erst weiterverarbeitet werden, wenn es zum Genuss freigegeben wurde.

Obwohl in den Städten des 20. Jahrhunderts immer mehr Schlachthöfe entstanden, in denen schlachtreife Tiere in großer Stückzahl ihr Ende fanden, blieb die Hausschlachtung, besonders auf dem Land, bis in die sechziger Jahre hinein erhalten. Die Kinder aus der Nachbarschaft freuten sich sehr auf diese erlebnisreichen Tage, an denen mehr nur als die Reste aus den Kesseln in ihren Mündern verschwanden.

Heute gibt es kaum noch private Schlachtfeste. Gasthäuser und Restaurants laden ganzjährig zu Schlachtplatten und ähnlichem ein, man ist nicht mehr an die kalte Jahreszeit gebunden. Industrielle Massentierhaltung und ebenso betriebene Schlachtungen lassen keinen Raum mehr für die Sitten und Bräuche vergangener Zeiten.

MÖNCHENGLADBACHER MUNDART

VORGESTELLT VON: GEORG NOWAK

Öt ränd

von Rudi Schreur

Dr janze Daach hat et jeränd.
Do küt e Water ronger.
Ech höd et li'evs maar blues jepend
on hod och kenne Honger.

Dr janze Daach brank hüüt et Leet
en Küek on Stuev on Schüür.
Wenn dat noch lang so widder jeet
dann wüd dä Reän mech düür.

Em Jaad, do steet et Water al
wi'er veer Zol op dr Pad.
Ech meen, merr hand op jedde Val
vörr drej Mond Water sat.

Min Plante, di ech jester sat,
hand net maar nate Vööt.
Wä jetz noch Reän han wel, dä hat
e erch, erch jood Jemööt.

Uutjeschwad

von Rudi Schreur

„Schäng“, ri'ep di Frauw di Trepp erop,
„bes-de noch net bald onge?
Du häs waal noch ne decke Kop.
Has wi'er net hejmjevonge.
Ech ben al drej Stond hej objank,
on du blivs maar am schloape.
Di Son schind huur al op et Lank.
Nu kom eruutjekroape!”

„Schäng“,huurd merr noh en vi'edel Stond,
„mod ech dech hoele komme?”

Du spels maar hej dr vule Honk,
on ech ben hej di Domme.
Wenn net bal dinne Monk opjeet,
sal dech dr Düvel hoale.
Du has mech lang jenoeh jekreet.
Ech ston op hete Koale.“

„Waad maar, ech kom, du vule Keäl,
wä süp mod werke könne!“
Di Frauw löp los, vörr Jrell al jeäl,
dä Man schind noch am penne.
„Ech han nu lang jenoeh jewaad.
Dech jeet et aan et Liiv!“
Do hat di Frauw dan uutjeschwaad:
Dä Man em Bed es stiiv.



Dat Väreke van Pastu'er

von Georg Nowak

Nää, nää, net dat err mennt, Pastu'er wüer möt dat Väreke jemennt. Ävel Pastu'er hod jemennd, hä höd e Väreke jehad. On dat koam eso:

In Jenhaan wonde op enne jru'ete Buerehoff en aal Joffer. Di woar ü'everbli'eve von all di Sööstere on Brö'er. Billa, eso heeschde di Joffer, lävde van de Pait. Ävel di Buerschaff eso janz draanjeave koß et net, on woll et och jarnet. E paar Hönner, e paar Jeete on twai Värekes, dat woar jenoch. Et joav noch völl anger Denge em Huus on om Hoof te donn. Öt woll jo net em Kurlmel verkomme.

Wi dat eso ös om Buerelank, e paarmool em Joar koam Pastu'er ens vörbe'ij. Hä woll ens kikke, of noch allet beem Raide woar, vroorde ens, wi et eso jing, stri'ek Bill jet d'r Mau, on schon woar hä am kütte.

Möt Jäld jeave hod Bill öt nu jarnet. Ävel janz leasch sollde Pastu'er nu och net uutjonn. Merr löt sech jo net lompe. On eso said Bell vör Pastu'er, jraad vör e paar Daach höd öt twai Bagge jekreaje. Di woll öt vätt voare. On wenn öt sech dat eso rait övverlait, dann köß hä jo e van di vättjevoarde Värekes hann.

Pastu'er woar hu'ech kontent on jing stolt op Heem aan. Hä woar sech all am uuttälle, wat dat vättjevoarde Väreke waal uutti'en. Hä kank sech möt Vee e bitsche uut on so

övverlait hä sech all, wann hä be'ij Bell wi'er vörbe'ijkikke köß, öm dat möt dat vättjevoarde Värke te rejele.

Di Tiit verjing, di Värekes mosde nu aijendlich öm di twai Zentner wiije. Pastuer, dä van Bell nix mi'e jehüed hod, meek sech op Wääch, öm ens no sinn Sau te kikke. Wi emmer wuet en de joe Stu'ev Kaffe jedronke on jet jeschwaad. Maar vam Väreke wu'et net jekalld.

Möt d'r Tiit wu'et Pastu'er all jet onröisch on hä minde, hä woll sech doch ens em Stall si Väreke bekikke.

On no di Wöad ki'ek Bell öm janz bedröbeld aan on said: „ Jo, dat deet mech ävel leed, Hochwürden, dat Väreke, wat vörr öch woar, jo dat es mech vörr a paar Weäke kapott-jejange. Do mod ör maar nächs Joar noch ens wi'er komme, dann probeere werr dat möt di Värekes noch ens.

Bagge = Schnagge = Ferkel
= kleine Schweinchen

Kurlmel = Durcheinander = Unordnung

Jenhaan = Gerderhahn = Wickrathahn

MUNDART

MÖNCHENGLADBACHER

Loope jonn

von Toni Koch

Et jöv paar Denge en dess Welt,
die beäter send äs Bülle Jeld:
E ganz kloar Water, fresche Loff
on Mingsche, die Jeföole kenne,
wo dat net es, do jon maar renne!

Dä Oorebleck

von Toni Koch

Op ens, do es merr op de Welt,
merr lu'ert ens ronk, verwongert,
denk nu, aan Joore hongert,
weäd ech mech he'i vermaake.

Wie lang dönk os die Läevenstiit;
et lött sech völl besorje,
maar hüt noch net, doch morje.
On männje läevt vörbe'i am Läeve.

Wie jau wött dänner all et Hoor;
merr meut dono nu jöome,
watt merr all ding versöome.
Kee Stöndche löttt sech halde.

E Läeve lang – en kotte Rees;
wat nützt dat Jranke, Froore,
merr es net Meester van sinn Joore.
Alleen dä Oorebleck es minn!

So joot Eate

von Toni Koch

Ech wollt ens jeär jet leckich Eäte jonn,
maar aan de Wi'etshusdüer, do bli'ev ech stonn
on lu'erde ronk; wie meut dat he'i waal senn?
Dä Wi'et soach mech, hä troak mech jau erenn.

„He'i jöv et Be'er, möt su'ere Rään jebrou
On Eäpelkes, dat Feäl möt Blee versout.
Och jätt Besongesch: Leckre jröne Schloot;
dä sett voll Cadmium vam bäste Moot!“

Ech froochde em: „Dat Fleesch, es dat jesonk?“
Do vu'er dä Wi't mech jefftech överm Monk:
„Die Kälverwej ligg aan de Autobahn,
dä fiese decke Jalm tröck do obaan.“

„Dat Vee wött secher jedde Daach jespretz,
dat jo'e Vleesch kütt op derr Teller jetz!“

Ech krääch ne Knuff, watt - Meddernait?
„Och leeve Mann, du drömm's wi'er schleit.“

Doch maar jedrömp?

Sommer

2 Haiku

von Bärbel Lehmann

Vor Sonnenaufgang
hinunter zum leeren Strand
das Meer begrüßen

Wogendes Kornfeld
im lauen linden Lüftchen
des Sommerwindes

Haiku

japanisches Kurzgedicht in 17 Silben (5 – 7 – 5).

Inhalt: meistens Naturbeobachtungen.

Das Haiku (Plural: die Haiku) ist die kürzeste literarisch anerkannte Gedichtform der Welt.

VERQUAST

ANGST DER ALTEN VOR DEM EIS

LESERBRIEF VON HERMANN KINZEL IN DER RP

Mir völlig unverständlich ist die in der Leserdiskussion zu dem Artikel „Die Angst der Alten vor dem Eis“ aufgekommene Entrüstung über den Begriff die „Alten“.

Was ist eigentlich daran diffamierend? Früher hieß es: In Ehren alt und grau werden! Gilt das heutzutage nicht mehr? Oder treibt die Gesellschaft das schlechte Gewissen um, dass man dem Nachwuchs nicht oder nicht nachhaltig die Achtung und den Respekt vor alten Leuten eingebleut hat, so dass Alter und Opa zu Spottwörtern mutierten.

Es liegt nun mal in der Sache: Wir alle werden alt.

Meine Rheumatismen und Arthrosen verschwinden nicht, wenn man mich als Senior bezeichnet. Auch gewinne ich nicht an Würde und Ansehen dadurch, dass man mich in die „Generation 50+“ einreihet.

Was also soll der Unsinn? Verquastes Denken wird durch verquaste Formulierungen auch nicht besser.

Juwelen des Himalaya

Tibetisch-buddhistische Tänze, Gesänge und Rituale

Dienstag, 05. Oktober 2010, 19:30 Uhr

Citykirche Alter Markt, Abteistr. 38

Mönchengladbach

Abendkasse 14 € (erm. 10 €)

Eingebettet zwischen den Felsen um das Städtchen Tingmosgang, dem zweiten Wohnsitz der früheren Könige von Ladakh, liegt das Kloster Tserkarmo. Es ist eines der vier großen Zweigklöster von Lamayuru und dient seit mehr als 300 Jahren dem Studium und der Praxis der Lehren Buddhas.

Erstmals in der langen Geschichte von Tserkarmo bereisen acht Mönche und zwei Laiendarsteller aus ‚Klein Tibet‘, im Norden Indiens, für drei Monate zwölf europäische Länder, darunter auch 19 Städte in Deutschland. Mit dieser Tournee möchten sie den Menschen in Europa nicht nur einen Einblick in die reichhaltige und faszinierende Kultur Ladakhs gewähren, sondern auch dem interreligiösen Dialog, geprägt von gegenseitiger Wertschätzung, Raum geben.

Bei ihren Auftritten führen die Mönche sowohl Gebete und Meditationen als auch verschiedene Maskentänze durch. Bereits in Tibet entwickelte sich eine lange Tradition dieser rituellen Tänze, die weit mehr als bloße Unterhaltung sind. Die Tänzer folgen in ihren Bewegungen den Vorgaben der alten Texte und der begleitenden Musik, rezitieren Mantras und konzentrieren ihren Geist frei von Ablenkung auf die Erscheinung der Gottheit. So werden durch diese religiösen Tänze nicht nur alle Hindernisse auf dem buddhistischen Pfad überwunden, sondern es wird auch ein großes heilsames Potenzial erzeugt, das positive Auswirkungen auf die ganze Erde und den Weltfrieden hat.

Klösterliche Tradition und dörfliches Leben sind in Ladakh untrennbar miteinander verbunden. Dies wird durch die Darbietungen der beiden Laien deutlich, die zum Beispiel das Epos des großen König Gesar von Ling, das in vielen Teilen Tibets und auch in Ladakh als die Gesar-Sage weit verbreitet ist, aufführen.

Ein weiteres Anliegen dieser Tournee ist es, mit dem Erlös in den kommenden Jahren verschiedene soziale Projekte sowie den aktiven Umweltschutz in Ladakh zu unterstützen und fortzuführen.

Weitere Informationen zur Tournee und diesen Projekten finden Sie unter:
www.treasurehimalaya.eu

Veranstalter:

Zentrum für tibetischen Buddhismus e.V., Aachen
in Zusammenarbeit mit
Arbeitskreis Östliche Religionen im Bistum Aachen
Citykirche Mönchengladbach

DRIKUNG SHERAB MIGCHED LING
Zentrum für tibetischen Buddhismus e.V.
Oppenhoffallee 23, 52066 Aachen

Tel.: 0241/5153654, Fax: 0241/5153655
Internet: <http://www.drikung.de/aachen>
Email: aachen@drikung.de

Anzeige

IMPRESSUM

Herausgeber:

Hochschule Niederrhein
Kompetenzzentrum „Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung - REAL“
Engelbert Kerkhoff (v.i.S.d.P.)

Anschrift:

Hochschule Niederrhein, Fachbereich Sozialwesen
Redaktion Zwischentöne
Sigrid Verleysdonk-Simons
Richard-Wagner-Str. 101
41065 Mönchengladbach
t 02161 - 186 5637 - 5661
f 02161 - 1865660
zwischentoene@hs-niederrhein.de

Redaktion:

Elise Donder, Walter Elschenbroich, Gertrud Grins, Josée Hümpel-Langen,
Bärbel Lehmann, Werner Schneider, Karl-Heinz Thifessen, Sigrid Verleysdonk-Simons,
Albert Verleysdonk

Layout:

Albert Verleysdonk
Foto Titelseite: Malene Thyssen, <http://commons.wikimedia.org/wiki/User:Malene>

Auflage:

1750 Stück

Nächster Redaktionsschluss:

30. November 2010

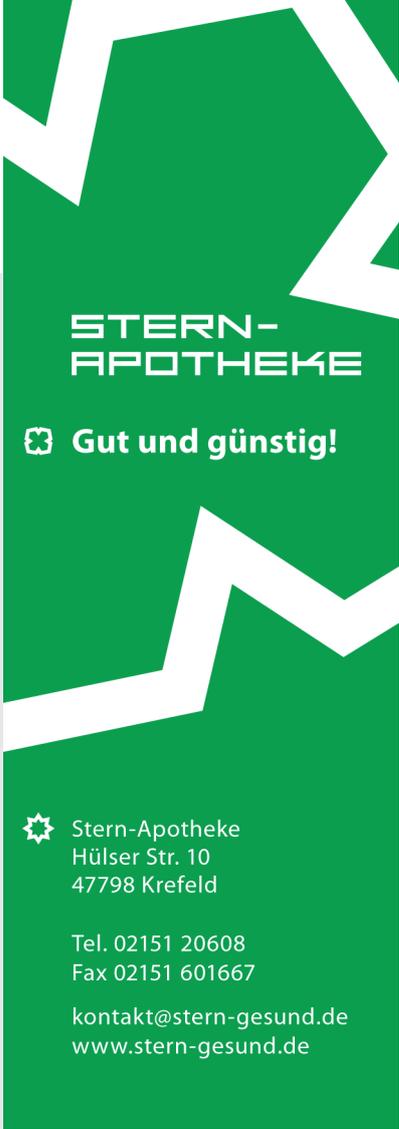
Nächste Ausgabe:

Februar 2011

Anzeigen:

Infos unter 02161 - 1865661

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Autoren. Für unaufgefordert eingesendete Beiträge und Bildmaterial übernehmen wir keine Haftung.



**STERN-
APOTHEKE**

 **Gut und günstig!**

 Stern-Apotheke
Hülser Str. 10
47798 Krefeld

Tel. 02151 20608
Fax 02151 601667

kontakt@stern-gesund.de
www.stern-gesund.de

Anzeige

ZWISCHENTÖNE

Das Generationen-Magazin

Fachbereich Sozialwesen, Kompetenzzentrum
„Ressourcenorientierte Alter(n)sforschung (REAL)“
Hochschule Niederrhein

